



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Keltisches Gemüse

Über ökologischen Landbau und den Sprachkonflikt in der westlichen
Bretagne

Verfasser

Josef Arnold

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer:

ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Eine Studie, die einer nur im Kopf, aber nicht auf dem Papier habe, existiere ja gar nicht, soll Konrad zum Baurat gesagt haben, sagt Wieser. Sie aufschreiben, sie einfach aufschreiben, denke er immer, dieser Gedanke sei es, die Studie einfach aufschreiben, hinsetzen und die Studie aufschreiben (...).

Thomas Bernhard: Das Kalkwerk. S 67

Mein Dank gilt

*meiner Familie, Gerti Seiser, Micha, Stefan, Niko, Gregor, Clemens, Kathi, Steffi,
Wolfgang Kraus, Werner Zips und Imke.*

Hag an tud brezhonek ivez, evel just!

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	9
Erster Teil: Konstruktion des Feldes.....	13
1 Daten und Fakten zur Bretagne.....	13
1.1 Abriss der Geschichte.....	13
1.2 Geographie und politische Einteilung	17
1.3 Wirtschaft.....	18
1.4 Soziographische Besonderheit	19
1.5 Die Bretagne als Agrarregion und der Strukturwandel in der Landwirtschaft ...	19
2 Erläuterung der zentralen Themen und Konzepte	21
2.1 Die Bretonische Sprache	21
2.2 Definition: WWOOF – der landwirtschaftliche Zugang.....	23
2.3 Theoretischer Zugang: Die Subsistenzperspektive	23
3 Mein eigene „Entdeckung“ der Bretagne und der Bretonischen Sprache	28
3.1 Kelten im Cyberspace	28
3.2 Bretonisch lernen in Wien.....	30
EXKURS: Begriffsbestimmung Kelten	31
4 Das Bretonische als Minderheitensprache in Frankreich.....	33
4.1 Warum man sich für Regional- und Minderheitensprachen engagiert	33
4.2 Der Wert des Besonderen.....	34
4.3 Normale Veränderungen oder Linguizid?.....	36
5 Strategien der Entwertung.....	38
5.1 Abwertung der Sprache – Abwertung des Bäuerlichen	38
5.2 Machtverhältnisse.....	42
5.3 Reduktion des Anwendungsbereichs minoritärer Sprachen.....	43
5.4 Das Phänomen der negativen bretonischen Identität	45
5.5 Die Geringschätzung manueller Arbeit.....	46
6 Ursprüngliche Forschungsfrage und Forschungsdesign	47
6.1 Der sprachliche Aspekt	47
6.2 Der landwirtschaftliche Aspekt.....	48
6.3 Wechsel in der Fragestellung	49

Zweiter Teil: Annäherung - Stationen einer Forschungsreise	51
1 Milin Langonet – Mathieu	52
1.1 Von Montparnasse nach Montroulez	52
1.2 „Ah, c’est pas le vrai breton!“ – Erster Kontakt mit dem Bretonischen	53
1.3 „Deshalb tanzen wir die ganze Nacht“ – Betrachtungen am Fest Noz	56
2 Ferme de Gavrenec – Chantal & Maurice	58
2.1 Gefährdete Haustierrassen.....	58
2.2 Die “letzten Kelten”	59
2.3 Die Bretagne, eine innere Kolonie?	59
EXKURS: Vergleich des britischen und französischen Kolonialsystems und die Auswirkungen auf Irland bzw. die Bretagne	61
2.4 Die Bocage-Landschaft	63
3 Ferme de Kerminroc – Frédéric	66
3.1 Das Klischee vom „rauen“ keltischen Land.....	67
3.2 Biologisch ist nicht gleich subsistenzorientiert.....	68
3.3 Kreiz an Mor – Bretonisch mitten im Meer?	70
3.4 Tourismus auf der Île de Bréhat: Bedingungen und Auswirkungen.....	70
3.5 Tourismus im Dienst der Sprach-Rettung?	71
4 Ferme de Kermat – André , Claudine & Nicolas.....	73
4.1 “Hippie-Bauern”.....	74
4.2 Forschungssituation.....	74
4.3 Struktur des Hofes.....	75
4.4 <i>Fraise de Plougastel</i>	77
4.5 Taschenmesserkultur.....	78
4.6 Subsistenz und Arbeitswelt	79
4.7 Die drei Generationen auf Kermat	79
Dritter Teil: Rekonstruktion des Feldes und erste Ergebnisse	82
1 Schlachtfest in St. Cadou	83
2 Politische Orientierung der Autonomisten/Regionalisten	84
3 Die Bio- und Alternativ-Szene.....	86
3.1 Die Beziehung zwischen bretonischer Kultur und der Alternativszene.....	86
3.2 Die „Protesttradition“ der Bretagne	88
3.3 Regionalisierung durch/mit Regionalsprachen?.....	88

4	Neue Sichtweisen auf das Bretonische	91
4.1	Das Klischee von der sterbenden Sprache	91
4.2	Das Aufgeben des Bretonischen als Überlebensstrategie gesehen	92
4.3	Sprache ist nicht das einzige Element der bretonischen Kultur	92
4.4	Der Erhalt der Sprache liegt an den Néo-Bretonnants	94
4.5	Bretonisch, eine Gefahr?	96
	Zusammenfassung.....	98
	Bibliographie.....	103
	Abstracts	109
	Lebenslauf.....	110

Einleitung

Die Bretagne wurde und wird gerne als das Land der Sänger, der Träumer und auch der rebellischen Querköpfe beschrieben. Melancholisch und traumverhangen seien sie, diese Bretonen und ihr ganzes Land. Welch abgedroschene Klischees! Die Realität von heute, und gewiss auch jene in früheren Zeiten, sieht anders aus. Gerade die jüngere Vergangenheit ist geprägt von ökologischen Problemen und Katastrophen, von sozialen Schwierigkeiten und wirtschaftlichen Krisen. Nicht zu vergessen die Folgen des Sprachkonflikts¹ und des damit einhergehenden kulturellen Wandels. Dennoch, auch die Skizzierungen aus der Romantik haben eine gewisse Berechtigung. Die Bretagne ist, wie vielleicht jede Landschaft und jeder Kulturraum, in gewissem Maße eine Projektionsfläche für Wünsche, Sehnsüchte, aber auch Ängste und Vorurteile. Gerade diese Halbinsel im Westen Frankreichs hatte, besonders in der Zeit der klassischen Romantik des 19. Jahrhunderts, unter Klischees und Projektionen zu leiden. Manche dieser Stereotype wirken bis heute nach – in verwandelter Form zwar, aber die Zeiten, in der die Bretagne als „negative version of Frenchness“ (Ronan Le Coadic) gesehen wurde, sind noch nicht ganz vorbei.

Es erscheint berechtigt, sozusagen als Ausgleich dazu, auch die positiven Klischees (was tendenziell subjektiv definiert wird) ein wenig anklingen zu lassen. Nichts desto trotz gilt es die breite Palette an präformierten Ideen auf ihren Wahrheitsgehalt und ihre Tauglichkeit zur Beschreibung sozialer Phänomene hin abzuklopfen.

Viele der bekannten Klischees sind falsch. Die Bretagne sei abgeschlossen, abgelegen. Die BewohnerInnen reaktionär, „stur“ (*têtu*), erzkatholisch und etwas primitiv. Tatsache ist jedoch, dass es in der Bretagne immer verschiedene gesellschaftliche Strömungen und politische Traditionen gegeben hat, und dass die Entwicklungen dort jenen im Rest von Frankreich oft vorauseilten. Einer der frühen Brennpunkte der Französischen Revolution war der Club Breton, eine Vereinigung bretonischer Abgeordneter, welche bereits Erfahrung in der parlamentarischen Praxis hatten, da die Bretagne schon länger über ein eigenes Parlament² verfügte. Den ersten kommunistischen Bürgermeister³, sowie den

¹ Ich verwende diesen Begriff v.a. in Anlehnung an Eva Vetter (Vetter 1997).

² Vgl. Abalain 1995: 17.

³ Sébastien Velly in Douarnenez, Dep. Finistère, ab 1921 (Wikipedia).

ersten farbigen Bürgermeister⁴ Frankreichs gab es nicht im Zentralraum oder einer Großstadt, sondern in Douarnenez bzw. Saint-Coulitz, zwei eher kleinen bretonischen Gemeinden. Die Bretagne war nicht immer ein *cul-de-sac*, ein abgeschlossener Winkel, wie sie von Binnenfrankreich⁵ aus nur zu gern gesehen wird. Solange sie autonom war, war sie stets nach außen, zum Meer hin offen. Von dort, beispielsweise von den Britischen Inseln, bezog die *Aremorica*⁶ seit jeher ihre kulturellen und wirtschaftlichen Impulse, und das, in langer Sicht, seit dem Neolithikum. Die Menhire und sonstigen Megalith-Bauten sind dafür steinerne Zeugen. Was die Bretagne aber in (v.a.) historischer Hinsicht von Binnenfrankreich unterscheidet, ist die vernakuläre Sprache, das Bretonische. Der Frage nach der Entwicklung dieser Sprache in den letzten Generationen ist ein wesentlicher Teil dieser Arbeit gewidmet. Die NiederbretonInnen⁷ galten als dumm, einfach weil sie nicht oder nur mangelhaft Französisch sprachen. Die frühe Comicfigur „Bécassine“⁸ symbolisiert dies überdeutlich. Sie ist stumm, wird gleich ohne Mund dargestellt. Sie repräsentiert das ehemals in Pariser Haushalten so häufig zu findende bretonische Dienstmädchen, unfähig sich „intelligent“, das heißt in gehobenem Französisch, auszudrücken, dafür aber „recht fleißig und bescheiden“. Diese klassisch sub-kolonialistische Situation⁹, mit dem darin angelegten Machtgefälle, prägte für viele FranzösisInnen das Bild von den EinwohnerInnen der Bretagne. In den 1970er Jahren, in der Reaktion auf die zahlreichen Fälle von Ölpest, tauchte die Bécassine-Figur schließlich wieder auf, diesmal allerdings nicht stumm, sondern laut schreiend und rot vor Wut (Croix 2008: 123).

Zur Kontrastierung, wie auch zur besseren Einordnung mancher Phänomene, werde ich in einigen Bereichen Vergleiche mit Irland ziehen. Irland eignet sich als weitere „keltische Nation“ gut dazu, da es eine Reihe von Parallelen als auch starke Gegensätze zur Bretagne gibt. Solche Beziehungen zeigen sich beispielsweise in der Geschichte des

⁴ Kofi Yamgnane, geboren in Togo, wurde 1989 Bürgermeister von Saint-Coulitz, Dep. Finistère (Der Spiegel, 42/1989).

⁵ Ich verwende dort, wo es auf die Unterscheidung zwischen der Bretagne (bzw. den Minderheitenregionen) und dem zentralen bzw. zentralistischen Frankreich (charakterisiert durch die *Langues d'oïl*, respektive der jakobinischen Staatsdoktrin) ankommt, mitunter die Bezeichnung „Binnenfrankreich“. Dieser Begriff wurde auch schon auf diplomatischer Ebene verwendet (Franz. Botschaft 2009: Web).

⁶ *Aremorica* ist der antike Name der bretonischen Halbinsel.

⁷ Bretonisch wurde traditionell nur in der westlichen Bretagne (frz.: Basse-Bretagne, bret.: Breizh-Izel, deutsch: Niederbretagne) gesprochen.

⁸ Bécassine: Comicfigur, bekannt seit 1905, war lange Zeit das Symbol für die negative Identität der BretonInnen (vgl. Croix 2008: 83).

⁹ Die „Jim Crow“-Figur, welche die Schwarzen in den USA auf negative Weise symbolisierte, ist ein amerikanisches Pendant dazu (vgl. Wikipedia).

inneren Kolonialismus¹⁰, in den jeweiligen Unabhängigkeitsbewegungen, im kulturellen Revival sowie in der Entwicklung der jeweiligen vernakulären Sprache.

Die vorliegende Arbeit basiert auf einer Feldforschung, die ich im Jahr 2008 zwischen September und Dezember durchführte. Die grundlegende Idee dieser Forschung war es gewesen, die Bretagne im Hinblick auf ihre „ursprüngliche“ Sprache im Zusammenhang mit den Themen Regionalismus und Regionalisierung zu betrachten. Mit einfließen sollte dabei die Subsistenzperspektive¹¹, und insbesondere deren Aspekte zur Analyse von Ausbeutungsverhältnissen und der Abwertung marginalisierter Gruppen. Aus diesen drei Interessensgebieten und der grundsätzlichen Idee, eine empirisch basierte Arbeit über ein Thema, beziehungsweise ein Gebiet in Europa zu schreiben, formulierte ich schließlich mein konkretes Forschungsthema: *Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Strukturwandel in der Landwirtschaft und dem Sprachwandel in der Bretagne*.

In den ersten Wochen meines Aufenthalts vor Ort wollte ich zunächst einmal das Terrain sondieren. Das Knüpfen von Kontakten, die Gewöhnung an die regionale Aussprache des Französischen und das allgemeine Kennenlernen des *Forschungsfeldes* ebenso wie des *Gemüsefeldes* sollten zu Beginn meine Tätigkeiten sein. Von daher agierte ich nicht von Beginn an als Forscher, sondern war zuerst nur als freiwilliger Helfer auf biologisch wirtschaftenden Bauernhöfen aktiv. Ein weiterer Grund für meine erst allmähliche Annäherung an das eigentliche Forschungsfeld war, dass ich die Distanz, welche sich zwischen „Forscher“ und „Beforschten“ häufig einstellt, soweit als möglich reduzieren wollte. Erfahrungsgemäß reagieren gerade Bewohner peripherer Räume zum Teil sehr verschlossen, wenn sie erfahren, dass sie mit einem Ethnologen sprechen. So fragte mich vor Jahren in Albanien halb scherzhaft ein Einheimischer: „Okay, du willst also meinen Schädel vermessen?“ nachdem ich ihm mitgeteilt hatte, dass ich Anthropologie studiere. Ähnliche Überlegungen haben sich auch andere ForscherInnen, die in diesem Feld gearbeitet haben, gestellt:

Aus eigener Erfahrung, ebenso wie aus der langen Stigmatisierung des Bretonischen als ‚plouc‘ war anzunehmen, daß v.a. ältere Dorfbewohner einer Ausländerin mit einigem Mißtrauen begegnen würden und mir wohl kaum

¹⁰ Ich verwende diesen Begriff im Sinne von J. Blaschke (Blaschke 1980), der sich wiederum auf Robert Lafont und Michael Hechter bezieht.

¹¹ Siehe bspw. Bennholdt-Thomsen/Mies 1997, Baier/Bennholdt-Thomsen/Holzer 2005.

persönliche Erlebnisse anvertrauen. Deshalb verbrachte ich gleich zu Beginn einen Monat als Hilfskraft auf einem Bauernhof, ohne den eigentlichen Grund meiner Anwesenheit zu nennen. (Vetter 1997: 67f)

Für mich war es naheliegend gewesen, den Zugang zu meinen potenziellen InformantInnen über das Netzwerk WWOOF¹² zu suchen. Damit schienen mir die Aspekte Landwirtschaft und Subsistenzorientierung abgedeckt. Es stellte sich jedoch heraus, dass ich meinem ursprünglichen Forschungsthema, der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Strukturwandel in der Landwirtschaft und dem Sprachwechsel in der Bretagne, über den Zugang zu den WWOOF-BäuerInnen alleine nicht gerecht werden konnte, da kaum „alte“ bretonisch sprechenden BäuerInnen bei WWOOF aktiv sind. Nun gab es für mich zwei Möglichkeiten. Zum einen, mich vom WWOOF-Netzwerk abzuwenden und die „alten Bauern“ auf eine andere Art und Weise zu suchen. Zum anderen das WWOOF-Netzwerk weiterhin zu nutzen und die Forschungsfrage entsprechend umzuformulieren. Im Verlauf meiner empirischen Untersuchung entschied ich mich schließlich für die zweite Variante.

Die vorliegende Arbeit ist in vier Teile gegliedert. Der erste Teil widmet sich der Konstruktion des Forschungsfeldes. Es werden einige grundlegende Dinge zur Bretagne und zur behandelten Thematik ausgeführt. Auch skizziere ich meinen eigenen Weg hin zu diesem spezifischen Thema und reiße schließlich die Ausgangslage, also auch meine ursprüngliche Forschungsfrage, an.

Im zweiten Teil stelle ich den Hauptteil meiner empirischen Forschung sowie einige der damit zusammenhängenden theoretischen Implikationen dar.

Der dritte Teil gibt einen Ausblick auf weitere mögliche Fragestellungen. Ich behandle darin die Zusammenhänge und Phänomene, die sich mir erst gegen Ende meiner empirischen Arbeitsphase zeigten und die ich daher nicht mehr eingehender untersuchen konnte.

In der Zusammenfassung ziehe ich schließlich ein Resümee aus dem bisher Dargestellten und versuche einige Phänomene – zumindest ansatzweise – zu erklären.

¹² Zur Erläuterung siehe Seite 23.

Erster Teil: Konstruktion des Feldes

1 Daten und Fakten zur Bretagne

1.1 Abriss der Geschichte

In der Latène-Zeit (ca. 400-50 v. Chr.) siedelten im Gebiet der heutigen Bretagne die Gallischen (d.h. keltischen) Stämme der Osismier, Redonen, Namneten, Coriosoliten und Veneter. Die Megalithbauten, wie Menhire (aufgerichtete Monolithen) und Dolmen (Grabkammern aus Steinplatten), stammen im Wesentlichen aus dem Neolithikum (etwa ab 4500 v. Chr.), sind also nicht keltischen Ursprungs. In der Antike wurde die Halbinsel Aremorica genannt und fiel mit dem Sieg der Römer über die Veneter 56 v. Chr. unter die Herrschaft Roms (Abalain 1995: 8).

Die eigentliche Geschichte der Bretagne beginnt mit der brythonischsprachigen¹³ Einwanderung aus Großbritannien etwa ab dem 4. Jahrhundert n. Chr.¹⁴ Als in der Völkerwanderungszeit die Unsicherheit in der Provinz Britannia immer größer wurde (durch Raubzüge von Scoten, Pikten und Angelsachsen), und die Römer sich von dort zurückzogen, begann eine Immigration in die Aremorica, die ein Teil des römischen Galliens war. Es gab allerdings schon lange vorher intensiven Kontakt über den Kanal hinweg. Die Überquerung dauerte nur einen oder zwei Tage, während eine Reise auf dem Landweg in den zentralfranzösischen Raum wesentlich zeitaufwendiger war (vgl. Zimmer 2004: 115).

Die Bretagne wird seit dem Ende des 6. Jahrhunderts als Britannia bezeichnet, deren Einwohner als Britanni oder Britones (Croix 2008: 14). Die britannischen ImmigrantInnen haben sich mit der ansässigen galloromanischen Bevölkerung vermischt, aber besonders im Westen der Halbinsel war ihr Einfluss so stark, dass sie dem Land ihren Namen und ihre Sprache aufgeprägt haben (Abalain 1995: 10). Es war in der Forschung lange umstritten, ob die galloromanische Bevölkerung zur Zeit der Ankunft

¹³ Brythonisch sowie Goidelisch sind die beiden Zweige der Inselkeltischen Sprachfamilie.

¹⁴ Sie hatte ihren Ursprung vermutlich darin, dass die römischen Legionen vor Ort Söldner von jenseits des Kanals anheuerten (Croix 2008: 14).

der BritonInnen schon völlig latinisiert war, oder ob auch noch Keltisch gesprochen wurde (vgl. Zimmer 2004: 116f). Abalain beispielsweise geht davon aus, dass sich die beiden Bevölkerungsgruppen noch gut verständigen konnten. Wesentlich wichtiger als sprachliche Zuordnungen war aber ohnehin lange Zeit die Religion. Die Einwanderer waren christlich, was bei den GalloromanInnen nur teilweise der Fall war (Croix 2008: 14). Die Bischöfe und „Heiligen“ (von denen kaum einer jemals in Rom anerkannt worden war), spielten eine wichtige Rolle bei der Neuorganisation des Landes. 799 wurde die Bretagne zwar unter Karl dem Großen besiegt, die Franken schafften es jedoch nicht, die Halbinsel wirklich in ihr Herrschaftsgebiet einzugliedern. Es gab anhaltenden Widerstand und 845 schlugen die Bretonen unter der Führung von Nominoë die Franken, die Unabhängigkeit des Landes wurde anerkannt. Erispoë, der Nachfolger, wurde 851 erster König der Bretagne; er eroberte auch die Länder um Rennes und Nantes, also die Haute Bretagne (Croix 2008). Unter normannischen Einfluss breitete sich anschließend das Lehnswesen im Land aus (Richter 2004: 82).

Im Mittelalter war die Bretagne oftmals ein Streitobjekt zwischen England und Frankreich. Teilweise profitierte sie auch von der Konkurrenz der beiden stärkeren Mächte. Im 15. Jahrhundert prosperierte die bretonische Wirtschaft. Die Herrscher trugen zwar „nur“ den Titel eines Herzogs (Duc de Bretagne), waren aber de facto souverän (ibid.).

Die französischen Könige gaben ihre Ambitionen auf die Bretagne aber nicht auf, und 1488 wurden die Bretonen bei St-Aubin-du-Cormier geschlagen. Anne de Bretagne, die letzte wirklich selbstständige Herzogin (1488-1514) musste zwar den französischen König heiraten, konnte dadurch für ihr Herzogtum aber eine Reihe von Privilegien und eine relativ große Autonomie (inklusive eines bretonischen Parlaments) erwirken (vgl. Abalain 1995: 17).

1532 wurde dann die formelle Angliederung der Bretagne an Frankreich proklamiert. Spätestens seit dem 15. Jahrhundert erlebte die Leinenweberei inklusive des Anbaus des Rohstoffes Flachs einen großen Aufschwung und trug wesentlich zum Wohlstand des Landes bei. Die internationalen Handelsbeziehungen, gefördert durch die starke maritime Tradition der Bretagne taten ein Übriges, um die Position des Herzogtums zu stärken. St-Malo, Morlaix/Montroulez und Nantes gehörten zu den wichtigsten Häfen (Croix 2008: 37f).

1675 gab es einen großen antifeudalen Aufstand der bretonischen Bauern. Er führte dazu, dass die Herren schriftlich auf einen Teil ihrer Vorrechte verzichten mussten, was in der Geschichte der Bauernkriege eine große Ausnahme darstellt (Bruckmüller 1992: 66). Diese Aufstands-Bewegung ist unter dem Namen *Bonnets Rouges* bekannt geworden, moderne Autonomisten beziehen sich noch heute darauf (vgl. Le Coadic 2004). Die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685, das den Hugenotten bis dahin Religionsfreiheit garantiert hatte, führte zu deren Exodus und dem Niedergang ihrer Textilindustrie. Trotz mancher Schwierigkeiten konnte sich die Bretagne noch bis zum Vorabend der Revolution manche Vorrechte sichern und genoss einen gewissen Grad von Autonomie. Die wirtschaftlich erfolgreichste, dabei moralisch fragwürdigste Epoche war diejenige des Sklavenhandels im 18. Jahrhundert. Mit dem „Schwarzen Gold“ wurden vor allem Nantes und Saint-Malo reich (vgl. Croix 2008: 71ff). Die bretonische Bevölkerung war Anfangs von der Revolution 1789 begeistert: „A ses débuts, la Révolution suscita un grand espoir dans le peuple.“ (Abalain 1995: 18). Ab 1790 jedoch wandte sie sich zunehmend davon ab. Massive Truppenaushebungen, die antiklerikale Politik der Pariser Revolutionäre, sowie die in autoritärem Stil durchgeführte administrative Neugliederung des Landes, welche auf die kulturellen Gegebenheiten keine Rücksicht nahm, ließ die Stimmung umkippen (Loewe 2005: 126). „Les nouvelles configurations ne respectent pas les anciennes limites des évêchés, et sur le plan linguistique le Morbihan fut découpé sans tenir compte de la réalité d’une région dialectalement différente des autres [...]“ (Abalain 1995: 18). Die Widerstandsbewegung der *Chouannerie* (1793-1801) war die militärische Antwort der Bretonen auf die Angriffe auf die bretonische Autonomie von Seiten des Zentralstaats. Nach deren Niederschlagung war die Bretagne in politischer und militärischer Hinsicht unterworfen und sah einem schwierigen 19. Jahrhundert entgegen (vgl. Segalen 1991: 168).

Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert begannen BretonInnen wieder mehr Unabhängigkeit zu fordern. Es wurden erste regionalistische Parteien, wie die *Union Régionaliste Bretonne*, gegründet (Eggs 1980). Im Ersten Weltkrieg war die Opferzahl unter den Bretonen doppelt so hoch wie im französische Durchschnitt¹⁵. Die bretonischen Rekruten wurden überproportional häufig zusammen mit den Soldaten aus den Kolonien

¹⁵ Obwohl die Forschung dazu tendiert, die Zahl von 240.000 Gefallenen nach unten zu revidieren, bleibt ein markanter Unterschied zu Binnenfrankreich bestehen. Der oft zitierte doppelte Blutzoll hatte auch eine ideologische Funktion (vgl. Croix 2008, Vallerie 2003, Vetter 1997).

in den ersten Reihen eingesetzt. In der Zwischenkriegszeit entstand eine neue Autonomiebewegung unter dem Namen *Breiz Atao* („Bretagne für immer“). Der Überbegriff für die nationalistischen/autonomistischen Bewegungen lautet *Emsav* („Erhebung“). In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren besonders katholische Organisationen wie die *Bleun Brug* („Heidekraut“) -Bewegung und entsprechende Zeitschriften wie *Feiz ha Breiz* („Glaube und Bretagne“) auf kulturellem Gebiet aktiv. Es wurden weiterhin verschiedene regionalistische/autonomistische Parteien gegründet, welche allerdings keine große Breitenwirkung entfalteten. Allerdings entstanden in dieser Phase auch Symbole der bretonischen Autonomiebewegung, die bis heute Bestand haben, allen voran die bretonische „Nationalflagge“ *Gwenn ha Du* („Weiß und Schwarz“). Diese Flagge stellt die Verbindung von Vergangenheit und Moderne (in der Kombination der herzoglichen Hermeline mit dem an die US-Flagge angelehnten Design) sowie die Verbundenheit der keltophonen Basse-Bretagne mit der romanischsprachigen Haute-Bretagne (symbolisiert jeweils durch die weißen und schwarzen Streifen) dar (vgl. Le Coadic 1999).

In den dreißiger Jahren radikalisierten sich die nationalistischen Teile von *Breiz Atao* und sammelten sich im *Parti Nationaliste Breton* (P.N.B.). Teile dieser Gruppe kollaborierten im 2. Weltkrieg mit den deutschen Besatzern in der Hoffnung, so einen unabhängigen Staat erreichen zu können. Sie erhielten letztlich jedoch nicht die erwartete Unterstützung von Seiten des Dritten Reichs (vgl. Eggs 1980: 63, Leach 2008). Unter dem Namen *Gwenn ha Du* operierte auch die erste moderne terroristisch-separatistische Gruppierung der Bretagne (ab 1930).

Nach der Befreiung 1944 war die Autonomiebewegung weitestgehend diskreditiert. Die Kollaboration vor allem des P.N.B., die so weit ging, dass einige Dutzend Mitglieder eine bewaffnete Formation unter dem Kommando der Waffen-SS bildeten (*Bezen Perrot*), wurde der gesamten bretonischen Bewegung zum vernichtenden Vorwurf gemacht (vgl. Leach 2008). Es dauerte bis in die 1960er Jahre, um eine neue politisch-kulturelle Bewegung entstehen zu lassen. Diese unterschied sich allerdings radikal von ihren Vorgängerorganisationen, ab 1964 (Gründung der Union Démocratique Bretonne, U.D.B.) und verstärkt ab 1968, war die Autonomiebewegung von linken Kräften dominiert (vgl. Eggs 1980, Calin 2000).

Die wichtigsten Programmpunkte der U.D.B. waren die Einschätzung der Bretagne als Kolonie Frankreichs, die Gleichsetzung des Befreiungskampfes der Völker der Dritten Welt mit dem Kampf um die Autonomie der Bretagne und schließlich eine neue Definition des bretonischen Volkes. Dazu sollten alle gesellschaftlichen Gruppen zählen, außer den Notablen, den Unternehmern und den kapitalistischen Großbauern. (Eggs 1980: 66)

Ab 1966 gab es auch wieder Anschläge von terroristischen Gruppen. Die bekannteste unter ihnen war die F.L.B.-ARB (Front de Libération de Bretagne-Armée-Révolutionnaire Bretonne). Diese Anschläge richteten sich allerdings nie direkt gegen Menschenleben, sondern hatten als Ziel die Symbole der „französischen Herrschaft“. So wurde 1974 eine Fernsehantenne am Roc Trédudon gesprengt und 1975 wurde das AKW Brennilis lahmgelegt. Solange keine Menschen zu Schaden kamen, konnten die TerroristInnen mit Sympathien rechnen, auch wenn die offiziellen bretonischen Vereinigungen die Attentate ablehnten (vgl. Eggs 1980, Schmid 1978). Im Jahr 2000 starb die Angestellte eines Mc Donald-Restaurants durch eine fehlgezündete Bombe. Danach hörten die Aktivitäten der SeparatistInnen auf (vgl. Chartier/Cabon 2006).

1.2 Geographie und politische Einteilung

Die Bretagne umfasst 1.270 Kommunen in insgesamt vier Départements: Finistère (Bretonisch: Penn-ar-Bed), Côtes-d'Armor/Aodoù-an-Arvor, Morbihan/Mor-bihan und Ille-et-Vilaine/Il-ha-Gwilen. Ursprünglich zählte auch das Département Loire-Atlantique/Liger-Atlantel mit der alten bretonischen Hauptstadt Nantes/Naoned zur Bretagne. In der Zeit des Vichy-Regimes wurde dieses fünfte Département jedoch den Pays de la Loire zugeordnet (Loewe 2005: 124).

Die Region Bretagne hatte 2008 3.103.000 EinwohnerInnen. Die Bevölkerungsdichte entspricht dem französischen Durchschnitt. Die Bevölkerung ist im Wachsen begriffen, was zur Gänze auf Zuwanderung zurückzuführen ist.

Die offizielle Hauptstadt Rennes, mit etwa 250.000 Einwohnern gleichzeitig größte Stadt, liegt dezentral im Osten der Region. Weitere große Städte sind Brest mit 210.000 Einwohnern und Lorient mit 117.000 Einwohnern. Insgesamt leben etwa 71,5 % der Bevölkerung in Städten, während der nationale Durchschnitt hier bei 82 % liegt.

Mit einer Grundfläche von 27.200 km² macht die Bretagne etwa 5 % der Gesamtfläche Frankreichs aus. Der 2.730 km lange bretonische Küstenabschnitt entspricht einem Drittel der gesamtfranzösischen Küsten. Durch die halbinselförmige Struktur liegt jedes der heutigen vier bretonischen Départements an der Küste (vgl. Loewe 2005: 124 sowie Conseil régional de Bretagne 2009: 4f).

1.3 Wirtschaft

Während der Industriellen Revolution spielte die Bretagne aufgrund der fehlenden Bodenschätze keine bedeutende Rolle, verlor währenddessen sogar den einstigen Wohlstand, der durch Seehandel und Textilindustrie erworben worden war.

Der in den 1950er Jahren einsetzende Modernisierungsprozess brachte unter anderem die Ansiedlung eines Citroën-Werkes in Rennes sowie weiterer Elektro-, Telekommunikations- und Autoindustriezweige mit sich. Europaweit spielen bis heute vor allem die Schiffswerften in Brest und Saint-Nazaire eine zentrale Rolle (vgl. Loewe 2005: 126).

Der wichtigste Wirtschaftszweig ist jedoch die Agrarindustrie. Für Frankreich ist die Bretagne „die erste Region für Viehzucht (Rind- und Schweinefleisch, Geflügel), für Fisch, Gemüse und Milchprodukte“ (ibid. 125). Die landwirtschaftlichen Produktionswerte haben sich in den letzten 30 Jahren vervierfacht, die Schweinefleischproduktion macht heute über die Hälfte der gesamtfranzösischen Produktionsmenge aus (vgl. ibid. 125f).

Daneben spielt für die Bretagne der Tourismus eine große Rolle. Die Halbinsel ist nach der Côte d’Azur die zweitwichtigste Ferienregion Frankreichs (ibid.).

Aus der Kombination dieser beiden Wirtschaftszweige ergibt sich aber auch ein grundlegendes Problem: die durch die industrielle Landwirtschaft hervorgerufene Wasserverschmutzung (v.a. Nitratbelastung) führt immer wieder zur Algenpest (*marée verts*) in küstennahen Gewässern (Kläsgen 2009). Zusammen mit den gefürchteten Fällen von Ölpest sind dies die größten Hemmnisse in diesem Wirtschaftszweig und führen auch regelmäßig zu Protesten. Im Gegensatz zur Ölpest ist die Algenflut allerdings hausgemacht. Hier stoßen die Interessen der Landwirte einerseits sowie jene von Touristikern und Umweltschützern andererseits frontal aufeinander (ibid.).

1.4 Soziographische Besonderheit

Die Bretagne hat eine statistisch signifikant höhere Suizid-Rate (2,8% der Sterbefälle) gegenüber dem französischen Durchschnitt (1,9%). Die Rate der früh verstorbenen Männer (vor dem 65. Lebensjahr) liegt um 16% höher als der nationale Wert (Conseil régional de Bretagne 2009: 6). Neben den Selbstmorden wird der Alkoholismus für die niedrigere Lebenserwartung verantwortlich gemacht. Diese autodestruktiven Tendenzen werden von einigen ForscherInnen mit den Folgen des Sprachkonflikts und dessen Verdrängung in Zusammenhang gebracht.¹⁶

1.5 Die Bretagne als Agrarregion und der Strukturwandel in der Landwirtschaft

Bis zum ersten Weltkrieg war die Bretagne eine agrarisch geprägte Gesellschaft, die Landwirtschaft war der dominierende Wirtschaftszweig (vgl. Vetter 1997: 39, Eggs 1980: 58). Diese Landwirtschaft war als Polykultur organisiert, sie war arbeitsintensiv und weitgehend autonom, das heißt wenig abhängig von äußeren Faktoren und selbsttragend (vgl. Vetter 1997: 39). Die agrarische Prägung der Gesellschaft äußerte sich auch darin, dass der Anteil der Landbevölkerung im Vergleich zu jener der Städte vergleichsweise hoch war (und heute noch über dem französischen Durchschnitt liegt). Erst Mitte der 1960er Jahre lag der Anteil der StadtbewohnerInnen höher als jener der LandbewohnerInnen (vgl. Eggs 1980: 58). In der Zwischenkriegszeit gab es allerdings auch „die größte[n] Auswanderungswelle in der Geschichte der Bretagne“ (Vetter 1997: 39). Nach dem Zweiten Weltkrieg dann ging diese traditionelle Agrargesellschaft „in einem ‚gewaltigen Sprung‘ in der modernen Industriegesellschaft auf.“ (Eggs 1980: 58). Einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatte die J.A.C. (*Jeunesse Agricole Catholique*) (vgl. Croix 2008: 114). „In den unmittelbaren Nachkriegsjahren fand eine ‚leise‘ Revolution statt: die J.A.C. [...] verbreitete moderne Ideen, die Produktionsweisen konnten aufgrund von Elektrifizierung und Motorisierung verbessert werden, die Viehzucht wurde intensiviert“ (Vetter 1997: 40). Ein wichtiger Faktor war in diesem Zusammenhang die Mechanisierung, vor allem in Form des Traktors. Die Anzahl der Traktoren hat sich innerhalb von zehn Jahren, zwischen 1955 und 1965 verfünffacht (vgl.

¹⁶ vgl. Vetter 1997, Köhler 2009, beide verweisen auf Carrer et al. 1986.

Croix 2008: 114). In einem Vierteljahrhundert, zwischen 1950 und 1975 fand die fast völlige Umstellung der ehemals auf Selbstversorgung orientierten Landwirtschaft auf *cultures spéculatives*, d.h. vor allem auf intensiven Gemüsebau und Viehzucht hin, statt (Croix 2008: 114). Diese Entwicklungen gingen einher mit einer Liberalisierung der Märkte, mit der Konsequenz, dass die Erzeugerpreise teilweise drastisch fielen.

Bretonische BäuerInnen wehrten sich und es kam zu mehreren großen Auseinandersetzungen wie der „Artischockenschlacht“ 1960-62 sowie dem „Milchkrieg“ 1972 (Eggs 1980: 65). Die ProduzentInnen weigerten sich, ihre Produkte zu niedrigen Preisen abzugeben und vernichteten sie lieber: „Die Artischockenschlacht reflektiert den gewaltigen Modernisierungs- und Rationalisierungsschub der bretonischen Landwirtschaft in den fünfziger Jahren“ (ibid.). Unter anderem wurde dabei die Unterpräfektur von Morlaix/Montroulez wochenlang belagert, die Stadt befand sich im Ausnahmezustand (ibid.). Der Strukturwandel, welcher in den 1950er und 1960er Jahren die einschneidendsten Veränderungen brachte, hörte anschließend jedoch nicht auf. Allein zwischen 1979 und 1988 hat die bretonische Landwirtschaft fast 30% der Erwerbstätigen verloren, was vor allem auf das beinahe Verschwinden der kleineren Betriebe zurückzuführen ist (vgl. Vetter 1997: 42). All diese Prozesse führten zu einem Gefühl der Krise. Aber daraus resultierte auch ein Umdenkprozess:

Aufgrund nicht mehr übersehbarer Umweltprobleme wuchs ein neues Umweltbewußtsein, das durch Alternativen wie biologischen Landbau, Abgehen von der Spezialisierung, etc. auf längere Frist zu einer entscheidenden Umstrukturierung führen wird. (Vetter 1997: 41)

Dieses Umweltbewusstsein, welches sich im Kreis der organisch arbeitenden LandwirtInnen beispielsweise in einer besonderen Sensibilität in Sachen Wasserverbrauch¹⁷ äußert, hat mich anfangs überrascht aber auch beeindruckt.

¹⁷ So waren vier von fünf Orten, an denen ich untergebracht war, ausschließlich mit Kompost-Toiletten ausgestattet.

2 Erläuterung der zentralen Themen und Konzepte

2.1 Die Bretonische Sprache

Das Bretonische ist eine keltische Sprache. Es zählt somit zu den indogermanischen Sprachen. Die inselkeltischen Sprachen (und nur diese werden noch gesprochen) werden in die brythonische oder britannische Gruppe (Bretonisch, Walisisch und Kornisch) sowie die Goidelische Gruppe (Irish, Schottisch-Gälisch und Manx) eingeteilt (Zimmer 2004: 95). Die Sprachgeschichte gliedert sich in folgende Abschnitte:

- Das Altbretonische vom 4.-11. Jh. (dokumentiert v.a. durch Glossen in lateinischen Texten).
- Das Mittelbretonische vom 12.-17. Jh. Eine wichtige Quelle ist hier das *Catholicon*, ein bretonisch-französisch-lateinisches Wörterbuch von 1499.
- Das Neubretonische ab dem 17./18. Jh. bis heute. Prägend war hier J.F. Le Gonidec, Verfasser der *Grammaire celto-bretonne*, 1807 (vgl. Abalain 1995: 96f).

Das Mittelbretonische war orthographisch noch relativ einheitlich, etwa ab dem 17. Jh. begann die dialektale Entwicklung (ibid. 116). Da das Bretonische zwar in der Predigt verwendet wurde, nicht aber in der Verwaltung, fungierte die Kirche lange Zeit als einzige normierende Instanz (vgl. Vetter 1997: 93). So entstanden die Dialektgebiete, welche sich nach den Grenzen der alten Diözesen formten. Es bildeten sich die Dialekte *Kerneveg*, frz. *Cornouaillais*; (Bistum Quimper); *Leoneg/Léonais* (Bistum St-Pol de-Leon); *Tregerieg/Tregorrois* (Bistum Tréguier) sowie das *Gwenedeg/Vannetais* im Bistum Vannes (Zimmer 2004: 117).

Die Mundarten von Kerne, Leon und Treger (die bretonischen Namen dieser Regionen) sind sich relativ nahe. 1908 wurde für diese Dialekte von einer Gruppe von Schriftstellern der Schreibstandard K.L.T. ins Leben gerufen. Um auch das Vannetais/Gwenedeg einzubinden wurde 1941 der Standard *Unifié/Peurunvan* geschaffen. Diese Norm ist heute die am meisten verbreitete, sie zeichnet sich besonders durch das Graphem *zh*, wie beispielsweise in „Breizh“ („Bretagne“) aus¹⁸. Wo in den K.L.T.-Dialekten ein „z“ gesprochen wird, entspricht dem im Gwenedeg ein „h“. 1956 wurde von F. Falc’hun noch ein weiterer Standard geschaffen (*Universitaire/Skolveurieg*). Eine dritte heute noch

¹⁸ Der Standard Unifié/Peurunvan wird deshalb auch als „Zedacheg“ bezeichnet.

gebräuchliche Standardform ist das 1975 entstandene *Interdialectal/Etrerrannyezhel* (Abalain 1995: 117).

Neben den historischen Sprachstufen Alt-, Mittel- und Neubretonisch wird von manchen Autoren das Neobretonische unterschieden (Albert Bock, 21. 5. 2007).

Es sind vor allem zwei Faktoren, welche das Neobretonische vom Neubretonischen trennen. Zum einen gab es eine Unterbrechung der Sprachweitergabe in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Dies hat zur Folge, dass die meisten Sprachaktivisten und auch die meisten Bretonisch-Lehrer heute keine Muttersprachler mehr sind. Diese Sprechergruppen können sich ausschließlich am Schriftstandard orientieren, da MuttersprachlerInnen in der Regel nur unter ihresgleichen Bretonisch sprechen, und sind daher in Prosodie und Syntax natürlich stark vom Französischen beeinflusst. Ich bezeichne die SprecherInnen des Neobretonischen in Anlehnung an Wolfgang Köhler als Néo-Bretonnants (Köhler 2009).

Der zweite Faktor, der hier eine Rolle spielt, ist, dass das traditionelle Bretonische einen sehr geringen Grad von Schriftlichkeit und Standardisierung hatte. Während also die MuttersprachlerInnen im Grunde reine Dialekt-SprecherInnen sind, kennen die Néo-Bretonnants nur den Schriftstandard. Daher äußern MuttersprachlerInnen auch immer wieder, dass sie den in den Medien verwendeten Standard (=Neobretonisch) nicht verstünden. Dieser *gap* zwischen den beiden Sprechergruppen hat auch eine soziologisch-historische Dimension.

Die Bretagne hat sich, im Großen und Ganzen, nach dem zweiten Weltkrieg politisch und kulturell Frankreich zugewandt. Aus dieser Situation heraus ergab es sich, dass der traditionelle ländliche Sektor der Gesellschaft sich von seinen vernakulären kulturellen Formen weitgehend distanzierte. Dies führte zu der einigermaßen paradoxen Situation, dass sich heute vielfach junge, gebildete Menschen, oftmals aus urbanem Umfeld, für den Erhalt des Bretonischen einsetzen, während die MuttersprachlerInnen dieses für obsolet ansehen. Aus soziologischer Sicht fand somit eine eklatante Verschiebung statt: Aus der Sprache der Unterschichten und des Landes wurde eine Sprache der gebildeten Eliten und der Städte (vgl. Vetter 1997: 168). Dieses Phänomen spiegelt sich in der Bezeichnung *Roazhoneg* („Rennes-isch“) für die neobretonische Schriftsprache wieder. In diesem Ausdruck ist die vielzitierte „Künstlichkeit“ schon enthalten, da in Roazhon/Rennes traditionell nie Bretonisch gesprochen wurde (Albert Bock, 22.11.2006).

2.2 Definition: WWOOF – der landwirtschaftliche Zugang

Die empirische Forschung wurde bei ökologisch arbeitenden Landwirten durchgeführt. Um den entsprechenden Zugang zu solchen Bauern zu bekommen, meldete ich mich bei der Plattform WWOOF an. Diese Abkürzung steht für „We are welcome on organic Farms“. Es ist ein Netzwerk, welches BiobäuerInnen mit Leuten verbindet, die als VolontärInnen auf einem Bauernhof mithelfen wollen. Für einige Stunden Mithilfe am Tag bekommt man Kost und Logis gestellt und kann intensiv in die landwirtschaftliche Praxis eintauchen.

WWOOF entstand 1971 in England und ist seither beständig gewachsen. Heute gibt es 23 eigenständige WWOOF-Gruppen, welche selbständig sind, aber nach ähnlichem Muster funktionieren (Liste des hôtes WWOOF en France: 2008).

Die Bauernhöfe werden von den jeweiligen BewirtschafterInnen in einem kleinen Artikel dargestellt und beschrieben. Diese Sammlung von Kurzportraits inklusive Adressen wird den InteressentInnen gegen eine Gebühr entweder im Internet oder als gerucktes Heft zur Verfügung gestellt. In dieser Auflistung suchte ich mir anschließend mehrere Höfe aus, deren Beschreibung meinen Interessen entsprach, nahm per Telefon oder E-Mail Kontakt auf, und vereinbarte dann eine bestimmte Zeit, in welcher ich als Helfer auf den Hof kam.

2.3 Theoretischer Zugang: Die Subsistenzperspektive

Die Subsistenzperspektive, wie sie von den sogenannten Bielefelderinnen (Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen und Claudia von Werlhof) entwickelt wurde (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997: 14) als theoretisches Werkzeug erscheint mir aus mehreren Gründen für meine Fragestellung(en) als geeignet.

Die Subsistenzperspektive entstand in den 1970er Jahren vor allem aus der Beschäftigung mit Frauen-Fragen mit einem Schwerpunkt auf den Ländern des „Globalen Südens“ (ibid. 16). Besonders Bennholdt-Thomsen hatte und hat dabei stets auch die Landwirtschaft und die damit zusammenhängenden sozialen, politischen und kulturellen Aspekte im Blick. Eine wesentliche Agenda, welche sich aus der Subsistenzperspektive ergibt, ist der Anspruch, dass die Wirtschaft (wieder) lokalisiert, beziehungsweise regionalisiert werden solle. Außerdem betont sie, dass die Landwirtschaft die Basis jeder Wirtschaft ist, und

dabei analog zur Dritten Welt, der Natur und den Frauen ausgebeutet und marginalisiert wird (ibid.: 15, vgl. auch Mies 2003: 21).

Die Argumente, die die Subsistenzperspektive für die Analyse meiner Fragestellung bereithält sind die folgenden:

1. Analyse der Abwertung der bretonischen Sprache: Diese lief sehr stark über negative Klischees, welche sehr ähnlich denen sind, die auch in der Abwertung der (bäuerlichen) Landwirtschaft auftauchen.
2. Analyse der subsistenzorientierten vs. marktorientierten Wirtschaft.
3. Analyse der „kolonialistischen“ Struktur in der Beziehung zwischen der Bretagne und Binnenfrankreich.

Ad 1. Damit nehme ich aus dem Subsistenzansatz hauptsächlich die Idee von Wertzuschreibungen. Die vernakuläre Sprache und die traditionellen Gesellschaft insgesamt werden abgewertet, als dem Fortschritt feindlich und hinderlich dargestellt. Es geht hiermit also um die Abwertung einer Sprache, um die Marginalisierung einer Kultur bis hin zu ihrer Vernichtung durch Entwertung, und darüber hinaus um die Zusammenhänge zwischen der Abwertung von landwirtschaftlicher Kultur im Allgemeinen und der Abwertung einer spezifischen, als landwirtschaftlich geprägt verstandenen Kultur im Besonderen.

Ad 2. Ein wesentlicher Unterschied, der mir erst in meiner Feldforschung im Rahmen der WWOOF-Tätigkeit klar geworden ist, ist jener zwischen „professioneller“ Landwirtschaft und einer Form von Nebenerwerbs-Landwirtschaft, welche mit einem hohen Maß an Subsistenzorientierung verbunden ist.

Aus meiner Herkunftsfamilie kenne ich die klassische Nebenerwerbslandwirtschaft, bei der auch ein Produkt (Milch) in eher kleinem Umfang produziert und verkauft wurde, aber der Verkauf dieses Produkts war nicht existenzsichernd, es war nicht unbedingt notwendig. Trotzdem trug diese Form der Landwirtschaft zu einem nicht unwesentlichen Teil der Gesamtversorgung der Familie bei. Zum reinen Verkaufserlös, der durch die Betriebsausgaben zu einem beträchtlichen Teil wieder aufgefressen wurde, kamen vor allem die Elemente der Selbstversorgung hinzu. „Milch, Fleisch, Eier, alles haben wir selber; wir brauchen ja gar nicht viel zu kaufen“ pflegte meine Mutter damals zu sagen.

Die Produktion in der Haupterwerbs-Landwirtschaft kannte ich dagegen kaum. Vor allem den Gemüsebau kannte ich bis dahin nur im Gartenformat.

Die Landwirtschaft, die ich in der Bretagne kennenlernte, war zwar biologisch, war in noch relativ kleinen Maßstäben organisiert, aber: sie war voll und ganz in das Marktsystem eingebettet. Dies aber macht in vielerlei Hinsicht einen enormen Unterschied aus. In Kapitel II.3 werde ich darauf näher eingehen.

Ad 3. Die ehemals sprichwörtliche Armut sowie die Abgeschlossenheit der Bretagne sind, beziehungsweise waren keineswegs nur hausgemacht. Bis ins 17. und teilweise 18. Jahrhundert war die Halbinsel ein prosperierendes Land. Die wirtschaftliche Krise, welche zur französischen Revolution führte, die Folgen der Revolution, sowie der napoleonischen Kriege, welche die Bretagne von Großbritannien (und insbesondere ihren „Schwesternationen“ Cornwall und Wales) abschnitt (Görgens 2003: 21), läuteten die Phase eines langen wirtschaftlichen und sozialen Abschwungs ein (vgl. Segalen 1991). Das rückständige Image der Bretagne tradiert sich also im Wesentlichen aus dem „langen 19. Jahrhundert“ (Croix 2008). Die „Rückständigkeit“ ist somit nicht durch die geographisch „periphere“ Lage, oder die bretonische Sprache oder den Konservatismus erklärbar, sondern der Grund dafür ist eher in geopolitischen Entwicklungen zu sehen, sowie darin, dass die Bretagne vom Zentralstaat „hinunterentwickelt“ (Bennholdt-Thomsen/Mies) wurde.

Eine weitere Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, ob Regionalisierung (auf politischer bzw. kultureller Ebene) Sinn macht, wenn nicht gleichzeitig auch die Wirtschaft regionalisiert bzw. lokalisiert wird? Politische Regionalisierung führt in Richtung Autonomie; kulturelle Regionalisierung würde u. a. bedeuten, die Minderheitensprache zu fördern. Wirtschaftliche Regionalisierung ist anscheinend der aktuelle Trend, wird aber häufig auch nur als Schlagwort und vor allem als Verkaufsargument¹⁹ gebraucht. Dabei ist sie meines Erachtens eines der zentralen Elemente einer „angewandten“ Subsistenzperspektive.

Bennholdt-Thomsen und Mies stellen einen diesbezüglichen Zusammenhang zumindest implizit her:

¹⁹ Die zahlreichen Labels im Lebensmittel-Einzelhandel, die in den letzten Jahren mit dem Slogan „aus der Region“ und ähnlichem werben, deuten darauf hin.

In diesem Buch [Eine Kuh für Hillary, Anm.] setzen wir dieser Konzeption von Wirtschaft eine sowohl ältere als auch eine neuere entgegen, die nicht auf der Kolonisierung von Frauen, Natur und fremden Völkern beruht, sondern das *Leben*, das Lebens-Notwendige ins Zentrum allen Wirtschaftens stellt und nicht die Anhäufung von Totem, von Kapital. Eine solche Abkehr von der Expansionswirtschaft und der Aufbau einer subsistenzorientierten Wirtschaft ist nicht nur aus ökologischen, feministischen, ökonomischen, kulturellen Gründen notwendig, sie ist auch wünschenswert und ersehenswert. Darüberhinaus hat sie schon begonnen. (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997: 10) [Hervorhebung im Original]

Die ländliche Bretagne wird üblicherweise als Domäne von Bauern und Fischern beschrieben. Tatsächlich ist diese Region in vielen landwirtschaftlichen Bereichen führend in ganz Frankreich (vgl. Conseil régional de Bretagne 2009). Auch die Seefahrt in sämtlichen Sparten, also Marine, Handelsmarine und Fischerei²⁰ spielt eine große Rolle.

Durch diese Konzentration im Primärsektor galt und gilt die Region als wirtschaftlich rückständiges Gebiet. Aus herkömmlicher Sichtweise ist es daher notwendig zu modernisieren, Industrien anzusiedeln, und andernfalls abzuwandern in die Ballungsräume um dort eine „gute“ Ausbildung und einen „guten“ Job²¹ zu bekommen. Dass in diesem Prozess der Modernisierung und Effizienzsteigerung das Bretonische auf der Strecke bleibt, ist eine vielfach beschriebene und weitgehend akzeptierte Tatsache. Ich möchte versuchen, diese sehr weitgefaste Thematik zumindest ansatzweise aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten.

Die Prozesse des Sprachwandels sind bereits häufig beschrieben worden, aber die meisten Darstellungen, seien sie soziolinguistischer oder keltologischer Natur,²² fokussieren stets auf den Verfall, den Niedergang der Sprache, auch wenn oft der Wunsch, dass das Bretonische erhalten bleibe, ausgedrückt wird. Die Grundthese scheint zu sein, dass dieses Relikt aus alten Zeiten der Moderne geopfert wurde und letztendlich auch geopfert werden musste. Eine tiefgehende Hinterfragung von Klischees wie das der

²⁰ Diese ist allerdings in den 1990er Jahren stark zurückgegangen.

²¹ In der Praxis war dies lange Zeit anders, die emigrierenden BretonInnen waren meist in subalternen Stellung in Haushalten oder der Industrie beschäftigt. Auch in der Prostitution waren BretonInnen überdurchschnittlich vertreten (Der Spiegel 35/1975: 76).

²² Bspw. Köhler 2009, Zimmer 2004, Broudic 1999, Radatz 1997, Vetter 1997, Abalain 1995, Berger 1988.

„Rückständigkeit des Bäuerlichen“ wird nicht unternommen. Das Bretonische sollte sich – notgedrungener Weise – von seinem „bäuerlichen Odium“ befreien (vgl. Eggs 1980: 61).

Wenn man aber die Perspektive wechselt, und ganz andere Elemente als „wirtschaftliche Notwendigkeiten“ ins Zentrum rückt, dann dreht sich das Bild plötzlich um. Die Bielefelder Subsistenztheoretikerinnen haben dies vorgezeigt. Aus einem solchen Blickwinkel gesehen, treten andere Dinge in den Vordergrund als die wohlbekannten Statistiken und Kennzahlen der technisch-kapitalistischen Modernisierung. Ist dieser Perspektivenwechsel nun auch für eine europäische Region anwendbar? Lassen sich dadurch vielleicht neue Erkenntnisse gewinnen?

3 Mein eigene „Entdeckung“ der Bretagne und der Bretonischen Sprache

3.1 Kelten im Cyberspace

Meinen ersten Zugang zur Bretagne fand ich über das Internet. Vor allem die Website Kervarker.org bot mir auch einen ersten Einblick in die Sprache, zumal dort ein Online-Sprachkurs angeboten wird. Generell gibt es im Netz ein großes Angebot an Inhalten mit Bezug zur Bretagne, allerdings von recht unterschiedlicher Qualität. Das Spektrum reicht hier von politischer Agitation über Seiten zu Musik, Sprache, Geschichte bis hin zum touristischen Aspekt der Region. Für bretonische AktivistInnen ist das Internet generell eine geeignete Plattform um sich zu vernetzen und auch um ihre Selbstdarstellung nach außen zu transportieren: „In fact, nations thrive in cyberspace, and the Internet has in the space of only a few years become a key technology for keeping nations (and other abstract communities) together” (Eriksen 2006: 1).

Ein vielsagendes Symbol für die Modernität der bretonischen Kulturbewegung und ihre Verankerung in den digitalen Medien ist die Triskele aus Klammeraffen, welche von der *Agence Bretagne Presse*, einer nutzerfinanzierten Online-Publikation, als Logo verwendet wird. In der Verbindung des traditionellen Symbols der Triskele, welches vielfach als gemeinsames Zeichen für die rezenten keltischen Kulturen gesehen wird, und dem @, drückt sich das Bestreben nach einer Verbindung von Altem und Neuem, oder genauer gesagt, der Wiederbelebung von Traditionen in neuem Gewand aus (vgl. Eriksen 2006).

Die netzwerkartige Struktur der Neuen Medien hat auch einen Einfluss auf die Konstituierung der neobretonischen Sprachgemeinschaft. Während vor allem der Rundfunk sich auf die Entwicklung des Bretonischen durchwegs negativ auswirkte, vor allem in den 1950er und 1960er Jahren (vgl. Eggs 1980), ist das Gegenteil für die modernen Medien (v.a. Internet) zu beobachten. Erwartungsgemäß werden diese vor allem von den jüngeren Sprechergruppen genutzt. Dies stellt insofern keinen Bruch mit der Vergangenheit in Hinsicht auf bretonischsprachige Mediennutzung dar, als die traditionellen MuttersprachlerInnen zum überwiegenden Teil gar keine bretonischsprachigen Medien nutzten, ja großteils illiterat in ihrer Muttersprache sind bzw. waren (vgl. Abablain 1995). Das Bretonische wurde weitgehend als orale Sprache gesehen. Das Spektrum der Sprachaktivisten dagegen nutzte schon die traditionellen

Medien intensiv. Mit dem Aufkommen der neuen Medien fand also hier lediglich eine stringente Weiterentwicklung statt.

Das Internet spielt somit für die Sprachbewegung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Es federt nämlich eine Entwicklung zum Teil ab, die in der Soziolinguistik als ein zentrales Element beim Absterben einer Sprache gesehen wird: Das Aufbrechen eines geschlossenen Sprachgebiets (vgl. Vetter 1997). Die Auflösung dieses Gebiets ist inzwischen vollzogen, und auch in den ländlichen Arealen, die theoretisch noch ein weitgehend flächendeckendes Netz von Sprechern haben, wird dies in der Praxis nicht schlagend, weil die MuttersprachlerInnen ihre Kompetenz kaum anwenden (vgl. Köhler 2009). Es bleibt abzuwarten, wie sich die Sprache tatsächlich weiterentwickeln wird und vor allem, wie sich neu hinzukommende Faktoren hier auswirken werden (vgl. Eriksen 2006). Jedoch scheint es möglich, dass das Internet, welches schon per Definition ein Netz bildet und als Trägermedium sozialer Netzwerke fungiert, den oben erwähnten Prozessen (zumindest im Hinblick auf das Neobretonische) entgegenwirken und auch eine Rolle in der Kreation neuer Identitätsmuster spielen kann:

One of the most interesting findings in recent research on Internet use is that this technology is often used to strengthen rather than weaken national identities, and that it can be exceptionally efficient in reproducing such identities across vast distances, uniting dispersed populations in virtual communities because it can fully exploit the time-space compression characterizing our era. (Eriksen 2006: 4)

Nicht nur mein erster Kontakt mit dem Bretonischen, auch das Finden von Gesprächspartnern sowie ein großer Teil der Konstruktion des Forschungsfeldes fanden wesentlich mit Hilfe sozialer Netzwerke und des Internets statt. Dabei möchte ich unterscheiden zwischen rein virtuellen Netzwerken oder Medienstrukturen und solchen, die primär die reale Interaktion zum Ziel haben (und die neuen Medien vor allem zum Zweck der Kontaktaufnahme nutzen). Zur ersten Gruppe zähle ich hier Websites wie kervaker.org, auf denen es zwar auch Foren gibt, aber der Austausch bleibt dort im Regelfall auf den elektronischen Kontakt beschränkt. Zur zweiten und letztlich für mich wichtigeren Gruppe rechne ich vor allem WWOOF und Couchsurfing. Diese Netzwerke nutzen zwar in unterschiedlichem Maße das Internet, aber der Kontakt und Austausch in der „realen“ Welt ist hier das erklärte Ziel.

3.2 Bretonisch lernen in Wien

Im Rahmen einer Seminararbeit schrieb ich über die Rezeption keltischer Kultur(en) in der Gegenwart und führte dazu auch Interviews mit Lehrenden und Studierenden des sich gerade etablierenden Studienzweiges der Keltologie in Wien. So kam ich zum ersten Mal in Kontakt mit der wissenschaftlichen Keltologie. Im weiteren Verlauf begann ich dann auch eine keltische Sprache, und zwar das Bretonische, zu lernen. Denn, wie mir eine meiner InterviewpartnerInnen sagte: „Es gibt viele Leute, die sich für die Kelten begeistern, aber das ist meist oberflächlich. Wenn man wirklich etwas über keltische Kulturen wissen will, dann muss man eine keltische Sprache sprechen“ (Eva T., 2.2.2004).

Für mich war neben einem allgemeinen Interesse an den keltischen Kulturen vor allem auch die umfassende Marginalisierung dieser Sprachen eine Motiv, mich mit ihnen auseinander zu setzen. Gerade die Reaktion von FranzösisInnen, welche so weit ging, bei Gesprächen über dieses Thema persönlich zu werden, bewog mich, mit dem Erlernen einer keltischen Sprache zu beginnen. Die Studienrichtung Keltologie bot mir dann auch die Möglichkeit, wenigstens zwei Semester Bretonisch-Unterricht zu nehmen. Die linguistischen und kulturhistorischen Informationen, welche ich im Rahmen dieses Unterrichts von dem Sprachwissenschaftler und Keltologen Albert Bock erhalten habe, fließen z.T. in diese Arbeit mit ein.

Wenn man eine neue Sprache lernt, wird man Teil einer neuen Realität. Eine andere Sprache öffnet ein neues Fenster auf die Welt.²³ Bei den bedrohten Sprachen ist es mehr als nur das. Eine *lesser used language* zu erlernen, bedeutet auch, einen politischen Akt zu setzen. Eine Sprache wie das Bretonische zu lernen, bedeutet Teil einer Utopie zu werden. Man erträumt gemeinsam mit anderen eine neue Wirklichkeit.

²³ Der Schriftsteller Frank Harris drückte es so aus: „Jede neue Sprache ist wie ein offenes Fenster, das einen neuen Ausblick auf die Welt eröffnet und die Lebensauffassung weitet“ (<http://www.zitate.de/kategorie/Sprache>).

EXKURS: Begriffsbestimmung Kelten

Da die Bretagne als eines der sechs modernen keltischen Länder gilt und das Attribut „keltisch“ im bretonischen Diskurs in vielerlei Zusammenhang auftaucht, folgt hier eine Definition dessen, was man unter diesem Begriff eigentlich verstehen soll.

Es gibt verschiedene Anschauungen darüber, was man als keltisch bezeichnen kann und darf. Meine Betrachtung bezieht sich v.a. auf die Definitionen von Birkhan (1997) und Zimmer (2004). Der Begriff „keltisch“ hat zwei hauptsächliche Aspekte. Zum einen den frühgeschichtlich-historischen, man rekurriert dabei v.a. auf die eisenzeitlichen Kulturen und Stämme der Gallier, Noriker, Keltiberer etc. Zum anderen hat der Terminus „keltisch“ einen linguistischen Aspekt und bezieht sich dann meist auf die inselkeltischen Sprachen (Irish, Schottisch-Gälisch, Manx, Bretonisch, Walisisch und Kornisch), welche seit dem Frühmittelalter bezeugt sind und heute noch, bzw. wieder, gesprochen werden (Manx und Kornisch waren ausgestorben und wurden im 20. Jahrhundert revitalisiert). Die Verwandtschaft der antiken kontinental-keltischen mit den insular-keltischen Sprachen ist eindeutig belegt. Allerdings ist nicht genau geklärt, wann und wie diese Sprachen auf die britischen Inseln gelangten (Birkhan 1997). Daher wird der Keltologie manchmal vorgeworfen mit einem unzulässigen Begriff zu hantieren, denn „Der Name ‚Kelten‘ dürfe nur auf jene Völker angewendet werden, die von Caesar und den anderen antiken Autoren so benannt worden seien“ (Zimmer 2004: 10). Diese Sichtweise ist jedoch sehr kurz gegriffen, denn: „Von den archäologischen Zeugnissen ganz unabhängig, hat die historische Sprachwissenschaft mit rein formalen Mitteln – ohne jede Rücksicht auf den Inhalt der Sprachzeugnisse – die enge Verwandtschaft der Sprachen sowohl der altkeltisch-kontinentalen wie der mittelalterlich-insularen Kelten bewiesen. Den erwähnten Völkern und Sprachen die Berechtigung abzuspochen, als ‚keltisch‘ klassifiziert zu werden, ist daher unsinnig“ (ibid.).

Die (antiken) Kelten sind die älteste namentlich bekannte ethnische Gruppe nördlich der Alpen. Es wird vielfach davon ausgegangen, dass man ab der Hallstattzeit (Beginn ca. 800 vor Chr.) von keltischer Kultur sprechen kann. Als gesichert gilt jedenfalls die Zeit von etwa 600 vor Chr. an. Die materielle Kultur, welche archäologisch erschlossen wird, wird in die Hallstattzeit (Ältere Eisenzeit) sowie die Latènezeit²⁴ (Jüngere Eisenzeit, ca. 450-15 vor Chr.) untergliedert. Das geographische Ursprungsgebiet liegt im Wesentlichen

²⁴ Beide Epochen sind nach bedeutenden archäologischen Fundorten benannt.

im Nordalpenbereich, das heißt, in einem Gebiet welches Ostfrankreich, die nördliche Schweiz, Süddeutschland sowie Teile von Österreich und Tschechien umfasst. Von dort aus verbreitete sich die keltische Kultur vor allem in der Latènezeit über ein Gebiet, welches von Irland im Nordwesten bis nach Galatien in der heutigen Türkei im Südosten reicht, und von Portugal im Südwesten bis zu den östlichen Karpaten sich ausdehnte. Die keltischen Stämme waren lange Zeit autonome politische Einheiten, es gab aber Einrichtungen wie überregionale Zusammenkünfte der Druiden. Diese hatten aufgrund ihrer Funktionen als Priester, Ärzte, Richter und anderem eine Sonderstellung in der altkeltischen Gesellschaft inne. Die Lehren der Druiden wurden laut dem Bericht Caesars nur mündlich weitergegeben, profane Dinge dagegen gelegentlich in griechischen, etruskischen oder lateinischen Buchstaben notiert. Eben dieser Umstand der weitgehenden Schriftlosigkeit macht gerade die Druiden zu idealen Opfern aller möglichen Interpretationen und Spekulationen.

4 Das Bretonische als Minderheitensprache in Frankreich

4.1 Warum man sich für Regional- und Minderheitensprachen engagiert

Wenn man sich mit Regional- und Minderheitensprachen beschäftigt, kommt man, wie ich meine, fast zwangsläufig irgendwann an den Punkt, wo man sich fragt, wozu diese ganzen Anstrengungen um Spracherhalt eigentlich gut sein sollen.

Grundsätzlich lässt sich die Frage stellen, was eigentlich das Schöne an der Vielfalt der Sprachen und Dialekte sei? Welcher Wert liegt darin, kann man tatsächlich von kulturellem Reichtum sprechen? Nun, das vielleicht zentralste Element des Lebens überhaupt ist Kommunikation. Für mich liegt die Antwort daher in der verblüffenden Erkenntnis, dass das immer gleiche, nämlich das universal Menschliche, auf so viele verschiedene Arten und Weisen realisierbar ist. Jede Sprache, jeder Dialekt ist ein kohärenter Zeichensatz, in dem die menschliche Befindlichkeit, die Komplexität des Sozialen, ausgedrückt werden kann. Diese Vielgestaltigkeit ist eine Grundkonstante des Humanen. Sich gegen diese Vielfalt zu stellen, würde letztlich also nichts anderes bedeuten, als einen grundsätzlichen Wesenszug des Menschlichen zu leugnen.

Es ist wohl eine bittere Ironie der Geschichte, dass gerade in Frankreich, dem Ursprungsland der Menschenrechte, im Namen von Freiheit und Gleichheit den Minderheiten elementare Rechte verweigert wurden und zum Teil noch immer werden. Es wird gegen die Bemühungen zum Erhalt beziehungsweise zur Förderung von *lesser used languages* oder Regional- und Minderheitensprachen oftmals auch eingewendet, dass es doch einerlei sei, welche Sprache die Leute sprechen, solange die persönliche Freiheit und Sicherheit gewährleistet sei.

Hier muss aber auch die Frage gestellt werden, wie weit diese Freiheit geht, wenn schon die Verwendung der eigenen Muttersprache von Verboten und Unterdrückung begleitet ist?

Die Verdrängung von Sprachen ist letztlich kein rein kulturelles, sondern vor allem ein wirtschaftliches und politisches Phänomen (vgl. Bock 2010). Es handelt sich also um sozioökonomische Verdrängungsprozesse und somit um mehr oder minder versteckte Gewaltausübung. Da mir eine solche Gewaltausübung zum Zwecke der Bereicherung von Interessensgruppen (worauf diese Prozesse im Allgemeinen hinauslaufen) aber prinzipiell

als nicht legitim erscheint, sollten in der Konsequenz auch die sprachlichen Verdrängungsprozesse, wie ich meine, nicht einfach kritiklos hingenommen werden. Selbstverständlich heißt das nicht, dass diese Veränderungen vollkommen rückgängig gemacht werden sollten, da dies weder möglich noch wünschenswert ist. Was aber durchaus einzufordern ist, ist dass diese Prozesse von Gewaltausübung als solche betrachtet und anerkannt werden. Die Wunden aus der Vergangenheit können nur heilen, wenn sie nicht totgeschwiegen werden. „First of all, it would be useful to admit that there is a taboo, or rather that it existed in the past and has left wounds which remain unhealed“ (Le Coadic: Web). Das erlittene Leid bedarf zu allererst einmal der Anerkennung (womit auch das Eingeständnis von Fehlern von Seiten des Staates einhergeht), denn: „recognition is not simply a way of being polite to people, it is a vital human need“ (Taylor 1994: 42, zit. nach Le Coadic: Web, a).

4.2 Der Wert des Besonderen

Der Journalist und Autor Karl Markus Gauß berichtet in einem Artikel, welcher von Assyren²⁵ in der Diaspora handelt, von einem Paar, welches beschlossen hat, ihrem Kind gleich zwei Minderheitensprachen beizubringen. Der Vater ist Assyrer aus der Türkei, die Mutter kommt von den Färöer-Inseln. Sie leben in Schweden und wollen ihr Kind in drei Sprachen aufziehen: Im Schwedischen, sowie in den jeweiligen Muttersprachen der Eltern. Gauß scheint sich etwas darüber zu wundern:

„[...] der dritte [Sohn] den sie mit Fuat hatte, würde in drei Sprachen aufwachsen: im Schwedischen, das die gemeinsame Sprache seiner Eltern war, im Assyrischen und Färöischen. Nein, nicht Dänisch wollte seine Mutter ihn lehren, eine Sprache, die immerhin dazu taugte, sich in Dänemark sprachlich zu behaupten, sondern Färöisch, mit dem er sich nur unter den 37.000 Bewohnern der Färöer-Inseln würde verständlich machen können; [...]“

Es taucht hier wieder das Argument der Nützlichkeit auf, ein Argument, welches man auch im Diskurs über das Bretonische ständig zu hören bekommt. So auch Morvan P: „Es

²⁵ Unter Assyren versteht Gauß die Christen des Orients, welche erst in der Diaspora eine Ethnizität jenseits ihrer Religion entwickelt haben.

[das Bretonische] hat seine Feinheiten, aber wird es in Zukunft eine große Nützlichkeit haben?“ Doch dieses Argument geht m. E. völlig am zentralen Punkt der Erhaltungsbestrebungen von Minderheitensprachen vorbei. Es geht nicht darum, sich mit der ganzen Welt verständigen zu können (wobei dieser Anspruch, der tatsächlich vielfach erhoben wird, ohnehin nur Illusion ist), sondern darum, sich mit bestimmten Menschen in einer ganz bestimmten Region auf eine ganz bestimmte Weise verständigen zu können. Anders gesagt, es geht nicht um Weite, sondern um Nähe. „Mit Bretonisch entsteht gleich so eine Nähe. Man wechselt ein paar Sätze und hat das Gefühl, sich zu kennen“ (Kenan L., 28.11.2008).

Für die traditionellen Brittophonen (und einen großen Teil der FranzösInnen) stellt diese Idee offensichtlich ein Problem dar. Die Paradoxie dabei ist: Die MuttersprachlerInnen leben diese Vertrautheit, diese Intimität, indem sie nur unter ihresgleichen Bretonisch sprechen. Aber diese Form von Nähe und Vertrautheit hat ein Ablaufdatum, da die Weitergabe an die Kinder und Enkel von der heutigen Großelterngeneration unterbrochen worden ist.

Für die jungen BretonInnen aber, die sich für den Erhalt ihrer „Großmuttersprache“ einsetzen, existiert dieser Widerspruch, diese Angst vor der Abgeschlossenheit durch eine kleine, „unwichtige“ Sprache gar nicht. Den Zugang zum Universellen, zum Kosmopolitischen haben sie, die in einer der etablierten Sprachen der Moderne aufgewachsen sind, ohnehin. Aber sie wollen mehr. Es geht um den Erhalt und den Genuss des Besonderen, nicht um das Allgemeine, welches so selbstverständlich geworden ist. Ob eine Muttersprache nun von 37.000 oder von vielleicht 37 Millionen Menschen gesprochen wird, ist dabei unerheblich. Um was es hier geht, das ist durch und in der Sprache vermittelte Nähe, Intimität, Vertrautheit. Vielleicht auch, sich etwas vertraut zu machen, es zu etwas Besonderem zu machen, das dadurch aus der Masse heraussticht²⁶.

Veronique G. hat mir 2006 auf der Ferme de Bleizcoat von dem erstaunlichen Effekt erzählt, den das Bretonische in der Kommunikation zwischen Großeltern und Enkeln hat: Auf Französisch war der Kontakt zwischen den Großeltern väterlicherseits und ihren Kindern immer eher sachlich und etwas distanziert. Als die Großeltern sich dann endlich darauf einließen, mit den Enkeln auf Bretonisch zu kommunizieren (diese besuchen die

²⁶ Auf literarischer Ebene ist dies ein zentrales Motiv in dem Buch „Der kleine Prinz“ von Saint-Exupéry.

Diwan-Schule²⁷), änderte dies die Situation komplett. Es war plötzlich viel mehr Empathie im Spiel. Die Beziehung wurde wesentlich enger und vertrauter. Sie sagte, sie habe das auch bei anderen Familien beobachtet.

Ich denke, es ist grundsätzlich wichtig, dass Eltern mit ihren Kindern in ihrer eigenen Muttersprache sprechen. Denn nur in und durch die eigene Muttersprache können bestimmte Teile der Persönlichkeit, auch der persönlichen Geschichte, übermittelt werden. Wenn sie die Kinder ausschließlich in einer sekundär erlernten Sprache, sei dies Französisch, Bretonisch oder irgendeine andere, erziehen, könnten sie „die gesunde emotionale Beziehung zu ihrem Kind beeinträchtigen, da ihnen die Nuancen der affektiven Ausdrucksmöglichkeiten fehlen“ (Köhler 2009: 188).

4.3 Normale Veränderungen oder Linguizid²⁸?

Die heutige beinahe monolinguale Situation in der Bretagne wird oft als Ergebnis eines „natürlichen“ Prozesses hingestellt. Es ist natürlich richtig, dass die Weiterentwicklung von Sprachen und auch deren Verschwinden ein überall beobachtbares Phänomen ist. Dass für die Dominanz des Französischen aber ganz massiv gekämpft wurde, und dass sie das Ergebnis einer von struktureller Gewalt geprägten Herrschaftsgeschichte ist, wird häufig unterschlagen. Der Sprachwissenschaftler Albert Bock benennt den ökonomischen Druck als gemeinsames Merkmal in vielen Sprachkonflikten, sieht aber klar die dahinterliegenden machtpolitischen Dynamiken:

Eltern wollen, dass ihre Kinder es zu Wohlstand bringen. Signalisiert die Gesellschaft, dass das nur über eine bestimmte Sprache möglich ist, dann ist die Entscheidung der meisten klar. Was kein Geld bringt, wird aussortiert. Diese Verkürzung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Auswahl der Sprachen, die Geld bringen dürfen, willkürlich politisch vorgenommen wird. Wer keine Lobby hat, dessen Kultur wird durch diesen Prozess zerstört. Sprachtod ist immer die Folge eines Machtungleichgewichts und damit von struktureller Gewalt.
(Bock, 2010: Web)

²⁷ Diwan (breton. „Keim“) ist ein privater Verein, welcher seit 1977 bretonischsprachige Schule betreibt. Es ist dies die wichtigste Organisation im brittophonen Unterrichtswesen.

²⁸ Dieser Begriff wurde beispielsweise von Albert Bock wie auch Hervé Abalain verwendet (Abalain 1995, Bock 1996).

Dass also gerade in Frankreich Sprachentwicklung als etwas „Natürliches“ dargestellt wird, das angeblich ohne bewusste Einflussnahme geschieht, ist tatsächlich eine Absurdität, wo doch Französisch eine jener Sprachen ist, die sich vielleicht am wenigsten „natürlich“ entwickeln (vgl. Sedlatschek 2012: 37), wo eine Kommission der *Académie française* mit strafrechtlichen Sanktionen gegen den Einfluss von Fremdsprachen vorgeht (vgl. *ibid.*, 39) und wo „einzelne Aspekte der französischen Sprache (wie z.B. die Partizipkonkordanz) zum Gegenstand parlamentarischer Interventionen werden [...]“ (Radatz 1997: 182).

5 Strategien der Entwertung

5.1 Abwertung der Sprache – Abwertung des Bäuerlichen

Wenn man die Geschichte des bretonisch-französischen Sprachkonflikts betrachtet, so spielt die Abwertung des Bretonischen eine sehr große Rolle. Vor allem im 19. und 20. Jahrhundert wurde regelrecht ein ideologischer Feldzug gegen diese Sprache, wie auch gegen mehr oder weniger alle anderen Regionalsprachen geführt (vgl. Köhler 2009: 25f). Die Abwertung des Bretonischen fand stets sehr stark über die Assoziation der Sprache mit den ländlichen und bäuerlichen Lebensumständen statt.²⁹ Es tritt hier also sowohl eine Parallele als auch eine Verknüpfung der Abwertung des Bretonischen mit der Abwertung des Bäuerlichen auf. Ein wesentlicher Topos war dabei die Gleichsetzung der bäuerlich geprägten Kultur mit Armut.

Dies ist einer der Gründe, weshalb mir die Verwendung der Subsistenzperspektive bei der Untersuchung dieses Feldes als besonders geeignet erscheint.

Ein wichtiger Punkt bei der Beurteilung von Lebensumständen ist aus der Subsistenzperspektive gesehen vor allem die Unterscheidung von Elend und Armut. „Es ist sinnvoll, eine Trennlinie zu ziehen zwischen der einfachen Subsistenz-Lebensweise – die von der Kultur als Armut aufgefasst wird –, und materieller Armut infolge von Enteignung und Deprivation“ (Shiva 2005: Web). Ein ganzes Land kann beispielsweise ein Pro-Kopf-Einkommen von weniger als einem Dollar pro Tag haben. Es wird damit ganz sicherlich als arm bezeichnet. Aber was bedeutet Armut? Es heißt keineswegs, dass deshalb ein Großteil der Bevölkerung zwangsweise hungern muss. In einer subsistenzorientierten Wirtschaft, kann die Versorgung der Menschen mit dem Lebensnotwendigen gesichert sein, und doch erscheint eine solche Gesellschaft in den herkömmlichen Wirtschaftsstatistiken als bettelarm, weil eben kaum etwas für den Markt produziert wird. Elend dagegen bedeutet, dass Menschen nicht mit dem Lebensnotwendigen versorgt sind. „Menschen sterben nicht daran, dass sie zuwenig verdienen, Menschen sterben, weil sie keinen Zugang zu Ressourcen haben.“ (ibid.).

²⁹ Vgl. Vetter 1997: 67f, Köhler 2009: 181 sowie 176ff, Radatz 1997: 182.

Gerd Spittler hinterfragt die offizielle Definition von Armut, z.B. durch die Weltbank³⁰ und setzt dieser eher statischen und ungenauen Sichtweise das Konzept von *Einfachen Bedürfnissen* entgegen. Dieses Konzept ist allerdings nicht notwendigerweise nur auf eine Subsistenzwirtschaft anzuwenden. Er erläutert am Beispiel der Tuareg-Gruppe der Kel Ewey, dass ein solches System auch mit einer Integration in den Markt kompatibel ist, da diese Gruppe nur etwa ein Drittel ihres Bedarfs aus Subsistenzproduktion erzeugt und den Großteil auf regionalen Märkten (die hier allerdings 500-1000 km entfernt liegen) erwirbt (Spittler 1991: 67ff). Mit Bezug auf die Gedanken, aus denen eine Armutsdefinition wie diejenige der Weltbank hervorgeht, meint Spittler:

Zwei Theorien stehen sich hier gegenüber, beide haben sie eine lange Tradition. Die eine geht davon aus, daß vorindustrielle Gesellschaften Mangelgesellschaften sind. Ihre geringe Güterausstattung verdammt sie zu Armut und Elend, und sie warten daher nur darauf, durch die Segnungen der Industrialisierung erlöst zu werden. Die andere Theorie geht von der Prämisse aus, daß die geringe Güterausstattung kein Ausdruck von Mangel ist, sondern den einfachen Bedürfnissen dieser Menschen entspricht. (Spittler 1991: 66)

Es lässt sich also mit Spittler sagen, dass eine geringe Güterausstattung nicht unbedingt mit Armut im herkömmlichen Sinne gleichzusetzen ist. Woher kommt dann aber der Eindruck von der Armut einer bäuerlichen, subsistenzorientierten Gesellschaft, was oftmals auch von deren Mitgliedern so empfunden wird?

Wenn wir Bauern und bäuerliche Bedürfnisse untersuchen, dann dürfen wir nicht außer acht lassen, daß Bauern nicht isoliert in Dörfern leben, sondern ökonomisch, politisch und kulturell in eine größere Gesellschaft integriert sind, und zwar in untergeordneter Stellung. (Spittler 1991: 72)

Da Bauern in der Regel von einer zumeist städtischen Elite beeinflusst werden, finden sie sich in der Regel in einer Situation der sozialen Ungleichheit wieder (ibid.).

³⁰ „Arm ist, wer über ein jährliches Pro-Kopf-Einkommen von weniger als 370 Dollar (ca. 600 DM) verfügt. Dem Bericht zufolge gehören in den Entwicklungsländern 1,1 Milliarden Menschen, d.h. ein Drittel der Bevölkerung, zu den Armen“ (Spittler 1991: 65).

Genau solche persönlichen Erfahrungen mit Kontrasten von unterschiedlichen Lebensniveaus scheinen auch in der Bretagne einen nicht unwesentlichen Faktor bei der Einschätzung der wirtschaftlichen Situation auszumachen. „Die Bretonen sind sich arm vorgekommen, weil sie, als Dienstmädchen oder Arbeiter, in Paris den Luxus kennengelernt haben“ (Michel B., 14.9.2006).

Im Rahmen des Kulturwandels, welcher in der Bretagne vor allem im Laufe des 20. Jahrhunderts, und konzentriert in der Phase nach dem II Weltkrieg ereignet hat, spielten Arbeitsmigration, das Aufkommen neuer Güter sowie Massenmedien gewiss eine große Rolle. Aber waren diese Faktoren wirklich ausschlaggebend? Häufig findet sich folgende Erklärung:

Die Information über neue Güter dringt bis in den letzten Winkel der Welt vor. Wanderarbeiter aus bisher isolierten Dörfern, die in den Städten und reichen Ländern arbeiten, kehren mit neuen Bedürfnissen ins Dorf zurück. In den Schulen werden die Werte der Industriegesellschaften gelehrt. Durch Massenmedien werden neue Bedürfnisse vermittelt. Seit sich Radio und Fernsehen in allen Winkeln der Erde ausgebreitet haben, erreichen die Massenmedien auch eine analphabetische Bevölkerung, während die früher vorherrschenden gedruckten Medien die Lesefähigkeit voraussetzten. (Spittler 1991: 82)

Dieses Modell zu Kommunikation und Modernisierung wurde erstmals 1958 von dem amerikanischen Sozialwissenschaftler Daniel Lerner postuliert. Sein Buch *The Passing of Traditional Society. Modernizing the Middle East* wurde im Rahmen der Modernisierungsforschung und darüber hinaus sehr einflussreich (Spittler 1991: 82). Die Erklärung dieses Aspektes von Modernisierung scheint auch einleuchtend und durch empirische Beobachtung gestützt. Allerdings ist dieses Modell wohl etwas zu kurz gegriffen. Spittler geht deshalb davon aus, dass dieser Ansatz falsch ist:

Ich vertrete die These, daß der Prozeß umgekehrt verläuft, wie es Lerner postuliert hat. Es sind nicht durch Kommunikation bewirkte neue Bedürfnisse, die bei Nichterfüllung zu Armut und Marginalisierung führen, sondern der Prozeß beginnt mit der Marginalisierung. Dabei wird das traditionelle Wertesystem aufgelöst, und die neuen Bedürfnisse der modernen Welt werden übernommen. (ibid. 83)

Zusammenfassend äußert sich Spittler dahingehend, dass Institutionen der Kommunikation wohl eine Bedeutung in Akkulturationsprozessen spielen, aber diese nicht hinreichend erklären. Die Überlegenheit moderner Konsumgüter alleine ist nicht ausschlaggebend für einen tiefgreifenden Bedürfniswandel. Es bedarf dazu erst tiefgreifender struktureller Veränderung, durch die dann auch die Einflüsse moderner Kommunikation und neuer Ideen schlagend werden (vgl. Spittler 1991: 85).

Spittler bezieht sich in seiner Analyse primär auf koloniale Verhältnisse hauptsächlich in Afrika. Ist sein Modell aber auch auf eine periphere europäische Region wie die Bretagne anwendbar? Es zeigen sich in der Tat Parallelen zwischen seinen Beschreibungen afrikanischer Situationen und den Bedingungen und Ereignissen in der Niederbretagne. Im Bereich der Bildung fällt darüber hinaus ein bretonisches Spezifikum auf: Hier ist, entgegen der landläufigen Meinung, vor allem von einem sekundären Analphabetismus auszugehen. Wie Martine Segalen in *Fifteen Generations of Bretons* beschreibt, gingen der Lebensstandard und auch die Alphabetisierungsquote im Laufe des 19. Jahrhunderts zurück: „[...] the number of spouses capable of signing their names was greater in the eighteenth century than in the nineteenth. The grandfather could write, the grandson was illiterate” (Segalen 1991: 167). Yves Le Gallo, der sich dabei auf das Département Finistère bezieht, konstatiert einen generellen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verfall beginnend mit der Revolution: „Revolution and Empire made the département a wilder place. The political and military authorities promoted an atmosphere of police mistrust with regard to populations suspected of treating with the counter-revolution” (Le Gallo zit. nach: Segalen 1991: 166). Das Niederbretonische Schulsystem wurde bis dahin im Wesentlichen vom katholischen Klerus getragen. Und genau dieser Klerus war das primäre Ziel der staatlichen Autoritäten in ihrem Kampf gegen „konterrevolutionäre Elemente“, was in der Schließung einer großen Zahl von Schulen resultierte (ibid. 166).

Die Armut und Rückständigkeit in der Bretagne, welche so oft beklagt und beschrieben worden ist, und nicht selten als koloniales Argument für Bevormundung und weitere Marginalisierung benutzt wurde, scheint sich in wesentlichen Aspekten erst seit der Revolution gebildet zu haben. Allein die architektonischen Zeugnisse früherer Epochen,

wie die berühmten *calvaires*³¹, geben einen deutlichen Hinweis darauf, dass die Bretagne bis ins 17. und teilweise 18. Jh. hinein ein wohlhabendes Land war.

Das heißt also, dass der Prozess der Marginalisierung, der zur Auflösung traditioneller Wertestrukturen führte, hier keine ursprünglich subsistenzorientierte Gesellschaft mit einfachen Bedürfnissen traf; sondern eine ehemals relativ reiche und „entwickelte“ Gesellschaft wurde hinunter entwickelt und an den Rand gedrängt. Aus dieser Situation heraus erschien vielen BretonInnen das Vorbild der französischen Kultur als erstrebenswert. Ihnen war wahrscheinlich nicht bewusst, dass die Stigmatisierung der bretonischen Sprache sowie der bäuerlichen Lebensumstände (im 20. Jh.) erst ein Resultat der Politik von Unterwerfung und Negierung im 18. und 19. Jahrhundert war.

5.2 Machtverhältnisse

Die Geschichte sprachlicher Veränderungsprozesse ist auch eine Geschichte der Machtverhältnisse. Dies zeigt sich sehr deutlich an der Frage der Diskurshoheit im Feld der Politik, welche nationale Minderheiten und Regionalsprachen betreffen. Die französische Republik war bislang äußerst erfolgreich darin, ihre Diktion, dass es in Frankreich keine Minderheiten gäbe, sowohl innerhalb ihrer Grenzen als auch international zu verbreiten und allgemein durchzusetzen.³² Ich habe im Verlauf meiner mehrjährigen Beschäftigung mit bretonischer Kultur ungezählte Male meinen Gesprächspartnern erläutern müssen, dass in Frankreich tatsächlich auch noch andere Sprachgemeinschaften als die des Französischen existieren.

Eine besondere Betonung musste ich dabei stets auf die Tatsache legen, dass das Bretonische kein französischer Dialekt, sondern eine eigenständige Sprache ist. Dieser Umstand ist dahingehend kurios, da gerade Dialekte in Frankreich eine noch schlechtere Stellung haben als Regionalsprachen und Dialektsprecher sich aus politischen Gründen mitunter gezwungen sehen, für ihre Varietät den Sprachen-Status einzufordern, auch wenn dies aus linguistischer Sicht kaum gerechtfertigt scheint (vgl. Radatz 1997: 183).

³¹ Auch in der Fachliteratur werden die *calvaires* (religiöse Szenen darstellende, oft monumentale Steinplastiken auf breton. Kirchhöfen) häufig mit „Kalvarienberge“ übersetzt. Ein *calvaire* ist jedoch eine Skulptur und kein Berg. Ein *Kalvarienberg* ist dagegen ein begehbarer Berg oder Hügel, auf welchem die Passion Jesu in einzelnen Stationen dargestellt ist.

³² „Einen Sonderfall stellt Frankreich dar, das offiziell auf seinem Staatsgebiet keine ethnischen Minderheiten kennt [...]“ (Steinicke et al. 2011: 5).

Die rigorose und aggressive Sprachpolitik Frankreichs, die „besonders seit der Einführung der Volksschule in den Jahren 1882-1886 durch eine systematische Negierung und Zerstörung der Minderheitensprachen auf dem französischen Territorium gekennzeichnet [ist]“ (Eggs 1980: 59), hat also anscheinend tatsächlich dazu geführt, dass sowohl im Inland wie auch im Ausland die angebliche Einsprachigkeit Frankreichs als Faktum verstanden wird.³³

5.3 Reduktion des Anwendungsbereichs minoritärer Sprachen

Einer der Faktoren, welche Regional- und Minderheitensprachen behindern, ist häufig ihr Eingebettet-sein in tradierte Sozial- und Arbeitswelten. Aufgrund ihrer politischen Marginalisierung sind sie zudem in der Regel keine Ausbausprachen³⁴ (vgl. Trudgill 2004). Daher ist ihr Potenzial, sich den sozialen, ökonomischen und technischen Veränderungen rasch anzupassen, üblicherweise geringer als bei den letztgenannten. Im Fall des Bretonischen trifft dies jedoch gar nicht zu. Es gibt ein breites Spektrum von Sprachaktivisten, welche sich dieser Problematik wohl bewusst sind und ständig an der Weiterentwicklung der Sprache arbeiten (Köhler 2009: 33). Gerade der Bereich der elektronischen Medien ist hier paradigmatisch. Es zeigt sich, dass ein großer Teil der gängigen Software-Plattformen in bretonischer Sprache verfügbar ist.³⁵ Dies nimmt auch nicht weiter Wunder, wenn man bedenkt, dass der überwiegende Teil der Sprachaktivisten aus einer jungen, gebildeten Schicht stammt, welche traditionell als sehr medien- und technikaffin gilt. Hier aber schlägt wieder die Spaltung der Bretonisch-SprecherInnen in den traditionell-muttersprachlichen und den neobretonnanten Teil zu. Während also das Neobretonische durchaus mit den technischen Entwicklungen Schritt hält, bleibt das traditionelle Bretonisch zurück. Unter den MuttersprachlerInnen des Bretonischen ist die Überzeugung, dass man mit dieser „altertümlichen“ Sprache die moderne Zeit nicht erfassen könne, Allgemeingut. „Beeinflusst durch den Außendiskurs der dominanten Nationalsprache, erscheint es den Informanten als natürliches Faktum, dass ihre Muttersprache für ‚höhere‘ Thematiken nicht geeignet sei“ (Köhler 2009: 70).

³³ So habe ich mehrmals auch von gebildeten FranzösisInnen gehört, dass es in Frankreich keine Minderheiten gäbe.

³⁴ Die Begriffe Ausbausprache und Abstandsprache wurden von dem Linguisten Heinz Kloss eingeführt. Zur Erläuterung siehe Trudgill 2004 sowie Kordić 2009.

³⁵ Vgl. Website <http://dasunys.com/>

Doch diese Reduktion der vernakulären Sprache auf traditionelle Beziehungsfelder und Handlungsweisen ist nicht als einseitig von außen bestimmt zu sehen.

Es geht also nicht nur darum, dass ein/e SprecherIn mit einer „rückständigen“, das heißt marginalisierten Sprache in einer anderssprachig dominierten Außenwelt auf Grenzen des Verstehens stößt³⁶, sondern gerade auch die innere Rückbindung an die altvertrauten Zusammenhänge trägt zur Imagination bei, dass die vernakuläre Sprache auch für solcherart konnotierte Handlungsebenen reserviert sei. Die Einstellung des/der SprecherIn selbst „ruft bestimmte Haltungen hervor, die in der Tat die Funktionen reduzieren, welche jede Sprache (im Prinzip) entwickeln kann“ (Ninyoles 1975: 112, zit. nach Köhler 2009: 70). Die Verankerung der traditionell brittophonen Gesellschaft in der Landwirtschaft ist hierfür maßgeblich.

Dieser Zusammenhang wurde mir selbst deutlich bei der Mithilfe auf dem bäuerlichen Betrieb meiner Schwester. Mir ist aufgefallen, dass wir beide in diesem Zusammenhang ganz selbstverständlich auf der Ebene unseres oberösterreichischen Basisdialektes kommunizieren. Wenn man in tradierten Arbeitsabläufen drinnen ist, wenn man in Haptik und Organisation Dinge tut, die im Dialekt geprägt wurden (in der Kindheit), dann verwendet man in diesem Tun unwillkürlich die ursprünglichen Ausdrücke³⁷ aus dem Basisdialekt. Außerhalb dieser Gelegenheiten sprechen wir wohl eher eine dialektal gefärbte Umgangssprache.³⁸

Die Situation der Brittophonen entspricht wohl weitgehend diesem Phänomen. In deren Bewusstsein ist ihre Muttersprache (in der jeweiligen dialektalen Form) zu einer Art Familiensprache herabgesunken. Des Weiteren bestand über einen gewissen Zeitraum eine diglossische Situation: Innerhalb der Familie und teilweise in der dörflichen Gesellschaft wurde Bretonisch gesprochen, außerhalb davon Französisch. Wobei das

³⁶ Dabei geht es um Phänomene die mehr die technische Seite der Verwendung von Sprache betreffen, wie die schiere Verständlichkeit (bretonisch-französische Sprachbarriere) sowie die Reduktion des Vokabulars, da mit den bezeichneten Dingen (etwa landwirtschaftlichen Tätigkeiten und Utensilien) auch die entsprechenden Bezeichnungen und also Begriffe verschwinden.

³⁷ Beispiele für solche Termini aus dem Basisdialekt wären „Roos“ für „Pferd“ oder „Miliämpfer“ für Milcheimer. Statt „Mili“ und „Ämper“ verwenden wir ansonsten eher die Ausdrücke „Mü(l)ch“ und „Kübe(l)“.

³⁸ Dieses Angleichen der Ausdrucksform an den Handlungszusammenhang ist nichts anderes als eine Form des Codeswitchings, eine gerade für Sprach-Kontaktsituationen typische Erscheinung (vgl. Rindler Schjerve 1997).

Französische stets ein höheres Prestige als das mehr oder weniger stigmatisierte Bretonisch hatte (Eggs 1980: 59). Eine gewisse Paradoxie liegt dabei darin, dass gerade die eigenen Kinder und Enkel diese „Familiensprache“ nicht mehr erlernen durften, weil das „schlecht für ihre Zukunft ist“.

An diesem Beispiel aber wurde mir selbst deutlich, wie sehr gerade im bäuerlichen Tun Handlungsebene und sprachlicher Modus miteinander verknüpft sind. Insofern verstehe ich auch die Bretonisch-MuttersprachlerInnen, wenn sie sagen, dass sie nur in ihrem gewohnten Umfeld Bretonisch sprechen „können“.

5.4 Das Phänomen der negativen bretonischen Identität

Der bretonische Soziologe Ronan Le Coadic hat sich eingehend mit der „bretonischen Identität“ befasst und in diesem Rahmen durch zahlreiche Interviews festgestellt, dass BretonInnen eine Reihe von Eigenschaften für „typisch bretonisch“ halten. Dazu zählen vor allem „Naturverbundenheit“, ein ausgeprägter Familiensinn und Emotionalität. BretonInnen sehen sich aber auch als rau, ernsthaft, rebellisch, primitiv, intuitiv, etc. Gerade im Bereich der kollektiven Identität spielen Fremdzuschreibungen eine große Rolle. Vor allem dann, wenn es um „Eigenschaften“ einer Minderheit oder benachteiligten Gruppe geht und um ihre Konfrontation mit der dominanten Gruppe. Le Coadic erkennt hier Parallelen in den Darstellungen von BretonInnen, Schwarzen und Frauen:

Taking the Blacks as an example, it can be seen from the works of Leopold Sedar Senghor and others who have worked in this field, that they are seen as emotional, intuitive, rebellious and near to nature: the black warrior is thought of as having "a feminine sensitivity". In "Blackness", then, we come across the same elements that we have found in "Breton-ness". How might this be? In these three cases we are dealing with underdogs. Now, when it is a matter of collective identity, and the construction of a positive self-image, it is useful, if not indispensable, to put oneself apart from another (sic!) groups to which one ascribes a negative identity. I am therefore putting forward the hypothesis that the features of the Bretons are those which have been given to them by French authors: the negative version of "Frenchness". These features were later picked up and re-interpreted by the Breton

authors, in the same way as was the Black stereotype, the reverse of "European-ness", by authors of the Black experience. The feminist movements, in contrast, rather than reworking female stereotypes³⁹, combat them. (Le Coadic: Web, b)

Le Coadic geht davon aus, dass diese Klischees, welche schon früh bei bretonischen und französischen Literaten auftauchen, sowohl durch die Schule als auch durch die familiäre Sozialisation weitergegeben werden. Es stellt sich allerdings auch die Frage, wie mit derlei Stereotypen umgegangen wird, also in welchem Maße negative Attribute akzeptiert werden. Le Coadic stellt fest, dass gerade Frauen, Bauern und NiederbretonInnen, also Gruppen, welche er als *underdogs* charakterisiert, am ehesten diese Zuschreibungen als Attribute akzeptieren.

5.5 Die Geringschätzung manueller Arbeit

E.F. Schumacher, der in den 1970er Jahren den Slogan *small is beautiful* populär gemacht hat, hat eine These zur Erklärung der Geringschätzung manueller Arbeit und des eigentlichen Produktionsprozesses postuliert.

Schumacher berechnet dazu überschlagsmäßig ein wie großer Anteil der „gesamten gesellschaftlichen Zeit“ (in den siebziger Jahren) noch für die eigentliche Produktion (in der Landwirtschaft, im Bergbau, im Baugewerbe und in der Industrie) aufgewendet wird. Er kommt auf einen Wert von 3,5 Prozent. Die Technologie hat diesen Anteil der Zeit so sehr vermindert, „daß [er] als unbedeutend angesehen werden kann, also kein wirkliches Gewicht mehr hat und schon gar kein Ansehen“ (Schumacher 1977: 136). Seit dem drastischen Rückgang der gesamtgesellschaftlichen Arbeitszeit in der Produktion ist die absolute Mehrheit der Bevölkerung in den „entwickelten“ Ländern vom (materiellen) Produktionsprozess ausgeschlossen und entfernt sich auch innerlich davon. Schumacher kommt daher zu folgender Aussage: „Das Ansehen, das Menschen in der modernen Industriegesellschaft genießen, steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Nähe zum eigentlichen Produktionsprozeß“ (ibid. 137)

³⁹ Hierzu wäre anzumerken dass gerade dem Ökofeminismus bzw., der Subsistenzperspektive vorgeworfen wird, sich nicht gegen Klischees von Weiblichkeit zu stellen. Ich teile diese Kritik im Wesentlichen nicht, werde aber im Rahmen dieser Arbeit nicht weiter darauf eingehen. Zur diesbezüglichen Diskussion siehe Bennholdt-Thomsen/Mies 1997: 19f und 202ff).

6 Ursprüngliche Forschungsfrage und Forschungsdesign

Die Gesellschaft der Bretagne hat ab ca. 1950 tiefgreifende Veränderungen erfahren. Die Wirtschaft wurde umstrukturiert, vor allem die Landwirtschaft, und damit änderte sich auch die ländliche Sozialstruktur drastisch. Eva Vetter spricht von der „vollständigen Auflösung traditioneller Sozialstrukturen“ (Vetter 1997: 40). Dafür gab es mehrere Gründe: „Als wichtigste Faktoren sind die [...] Technisierung und Umstrukturierung der Landwirtschaft in Großbetriebe, die allgemein steigende Mobilität, das Aufkommen des Tourismus sowie die Entstehung der Massenmedien [zu nennen]“ (Köhler 2009: 30). Der offensichtlichste Wandel aber vollzog sich im Bereich der Sprache. In den 1940er und 1950er Jahren hörten fast alle Eltern auf, ihre Kinder auf Bretonisch zu erziehen (ibid.). Bis dahin war in der Niederbretagne (dem westlichen Landesteil) das Bretonische die vorherrschende Umgangs- und Familiensprache gewesen. Das heißt also, die eigene Muttersprache wurde nicht mehr weitergegeben und damit de facto von der Gesellschaft aufgegeben.

Mich faszinierte dieses Phänomen. Ich fragte mich, wie sich das auf die Menschen ausgewirkt hat und vor allem auch, wie sich ein solcher Wandel so schnell vollziehen konnte. Meine Arbeitshypothese war also dahingehend, dass ich den genauen Zusammenhang zwischen Strukturwandel und Sprachwechsel untersuchen wollte. In der Folge gliederte ich die Fragestellung auf, und zwar einerseits in den (land-) wirtschaftlichen Aspekt sowie in den sprachlichen Aspekt.

6.1 Der sprachliche Aspekt

Die heutigen MuttersprachlerInnen (das sind im Wesentlichen die über 60-jährigen) haben einen tiefsitzenden Minderwertigkeitskomplex bezüglich des Bretonischen. „Das Vokabular von ‚Schuld und Sühne‘ das bei Sprechern französischer [...] Regionalsprachen unweigerlich auftaucht, wenn von ihren sprachlichen Eigenarten die Rede ist, vermittelt zuweilen den Eindruck einer kollektiven Neurose [...]“ (Radatz 1997: 182). Im zentralistischen Unterrichtssystem war das Bretonische eine verbotene Sprache und es wurde mit traumatisierenden Methoden versucht, die vernakuläre Sprache abzuschaffen. „Bei Nichtbeachtung dieses Verbots [des Bretonischen] wurden mitunter

drakonische Strafen verhängt. Ein weitverbreitetes Sanktionierungsmittel war das sog. *symbole*- bzw. *vache*-Spiel⁴⁰ [...]“ (Köhler 2009: 130).

Die Sprachaktivisten, also jene, die sich für die Erhaltung des Bretonischen einsetzen, haben es meist sekundär erlernt (vgl. Köhler 2009: 79).

6.2 Der landwirtschaftliche Aspekt

Mich interessiert im Fall der Bretagne speziell ob und wie der Strukturwandel im agrarischen Bereich mit dem Sprachwandel zusammenhängt.

Das Bretonische hatte (und hat zum Teil noch) in den primären Wirtschaftssektoren (also der Landwirtschaft und ehemals auch der Fischerei) seine weiteste Verbreitung. Die gängige Erklärung zum Sprachwechsel in der Bretagne, wie auch anderswo, beruht vor allem auf (Makro-) ökonomischen Erklärungen. Meiner Kenntnis nach wird aber in linguistischen Untersuchungen zu wenig zwischen „traditionellen“ Bauern und „industriellen“ Landwirten unterschieden. Dieser Unterschied (der sicher nie ganz exakt zu ziehen sein wird) ist aber meiner Meinung nach nicht unwichtig, wenn man agrarische Strukturen respektive die Situation in einem bestimmten landwirtschaftlichen Gebiet betrachten will.

Die traditionelle bäuerliche Landwirtschaft hat nun eine ökonomische wie auch eine kulturelle Seite.⁴¹ Und auch die Sprache hat, neben ihrer zentralen kulturellen Funktion, Aspekte, die in die ökonomische Sphäre hineinreichen. Die gängige Erklärung zum Sprachwechsel in der Bretagne, wie auch anderswo, beruht auf ökonomischen Erklärungen. Doch „Welche Prozesse für Veränderungen im Sprachverhalten tatsächlich ausschlaggebend sein können, wird in den meisten Studien nicht hinterfragt. Warum halten gewisse Gruppen verstärkt am Bretonischen fest, andere nicht?“ (Vetter 1997: 15).

Meine „Zielgruppe“ sollten also die alten, bäuerlichen MuttersprachlerInnen sein. Sie wären die „echte“ Minderheit, wie ich dachte. Sie wären auch der Dreh- und Angelpunkt jeder sinnvollen Sprachrevitalisierungsstrategie, meinte ich damals. Auch schienen sie

⁴⁰ Dieses „Spiel“ bestand darin, dass ein Kind, welches in der Schule Bretonisch sprach, ein *symbole* z.B. einen Holzschuh umgehängt bekam. Wenn es dann ein anderes Kind dabei ertappte Bretonisch zu sprechen, durfte es das *symbole* an dieses Kind weitergeben. Jenes Kind, das es am Ende des Schultages hatte, wurde, meist körperlich, bestraft. Erwan G. schilderte mir diese Prozedur, welche sein Vater noch erlebt hatte.

⁴¹ Vgl. Baier/Bennholdt-Thomsen/Holzer 2005.

mir von der Entwicklungsgeschichte der Sprache, der Gesellschaft und der Landwirtschaft her die interessanteste Gruppe zu sein.

Meine Forschungsfrage lautete also:

Welchen Einfluss hat der Übergang von subsistenzorientierter bzw. kleinbäuerlicher Landwirtschaft zu industrieller Landwirtschaft auf die Beibehaltung, beziehungsweise Aufgabe des Bretonischen?

Im Hintergrund beschäftigte mich vor allem auch die Frage, wie und warum ein solch umfassender kultureller Wandel so schnell gehen konnte. Als weitere Inhalte kamen für mich noch Fragestellungen in Betracht, die sich um die Themen Traumatisierung durch Sprach-Unterdrückung, dem Zusammenhang zwischen Fortschrittsdenken und Marginalisierung von Minoritäten, Umgang von Betroffenen mit Stereotypen und negativen Fremd-Zuschreibungen und der Frage nach dem allgemeinen Einfluss der technischen Modernisierung auf das soziale Leben am Lande drehten.

Mir war dabei klar, dass ich nicht alle diese Themenkomplexe bearbeiten und schon gar nicht „beantworten“ würde können. Es sollte sich aber im Feld eine gewisse Einengung und Konzentration in den Fragestellungen ergeben. Wie sich dann herausstellen sollte, befanden sich in den Grundannahmen Fehleinschätzungen, welche letztendlich die Forschung in eine andere Richtung lenken sollten.

6.3 Wechsel in der Fragestellung

Im habe meine Feldforschung, die ich 2008 durchführte, lange Zeit als im Grunde gescheitert betrachtet. Es waren vor allem folgende Faktoren die dazu beitrugen:

1. Ich habe die Arbeitszeit, die ich für die Mithilfe auf den Bauernhöfen aufgewendet habe, unterschätzt. Mir blieb nur sehr wenig wirklich freie Zeit, die ich beispielsweise für die Suche nach neuen GesprächspartnerInnen außerhalb der Höfe verwenden hätte können.
2. Die gesuchten InformantInnen, nämlich bretonische MuttersprachlerInnen, waren schwieriger zu finden als ich mir vorgestellt hatte. Durch WWOOF erhoffte ich

mir zumindest indirekt (bspw. innerhalb dörflicher sozialer Räume) Kontakt zu den alten bretonischen BäuerInnen. Dies stellte sich jedoch nicht als praktikabel heraus, da dieses Netzwerk anscheinend zu neuartig für diese Gruppe ist. Im WWOOF-Umfeld findet sich nicht unbedingt die „traditionelle“ bäuerliche Bevölkerung.

Es liegt aber auch an der räumlichen Einzellage der Höfe im Rahmen der Bocage-Struktur der Landschaft⁴².

3. Dazu kam, dass, wie ich im Laufe der Feldforschung erfahren habe, solche Menschen tatsächlich nicht so ohne weiteres über dieses heikle Thema⁴³ mit fremden Personen sprechen. Und auch die sprachlich-kommunikativen Schwierigkeiten waren ebenfalls größer als gedacht. Schon in Österreich habe ich erlebt, dass es einem Nicht-Dialektsprecher praktisch unmöglich war, meiner Konversation mit einer alten Bäuerin aus dem Salzkammergut zu folgen.

Der Unterschied zwischen meinem Konzept und den Ergebnissen meiner Forschung erscheint genau als der zwischen Theorie und Praxis, zwischen einer Idee und der Realität.

Meine ursprüngliche Fragestellung (*Wie hat sich der ökonomisch-soziale Wandel auf die Sprachentwicklung ausgewirkt?*) war dem Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und der Sprache gewidmet. Meine schlussendliche Arbeit bezieht auch die SprecherInnengruppe der Néo-Bretonnants und ökologisch orientierte zivilgesellschaftlichen Netzwerke mit ein, und stellt die Frage: *wie hängen Sprachrevitalisierung und Alternativ/Biobewegung zusammen?* Trotz aller Unterschiede in diesen beiden Konzeptionen bleibt die wesentliche Gemeinsamkeit bestehen: Der Konnex zwischen Sozialökonomie und Sprache.

⁴² Zur Erläuterung siehe S. 63.

⁴³ „la honte“ (=Die Schande) ist in diesem Zusammenhang ein Schlüsselbegriff (vgl. Radatz 1997: 182).

Zweiter Teil: Annäherung - Stationen einer Forschungsreise

Ich bin in die Bretagne gefahren, um jene Entwicklungen nachzuvollziehen, welche zu dem abrupten Sprachwechsel in den fünfziger Jahren geführt hatten. Die Praxis meiner Forschungstätigkeit bestand primär darin, am Alltag von BäuerInnen in der westlichen Bretagne teilzuhaben. So wollte ich im weiteren Verlauf über diesen spezifischen Aktionsraum, nämlich den Bauernhof, beziehungsweise das dörfliche soziale Umfeld, mit denjenigen BretonInnen in Kontakt kommen, welche noch mit dem Bretonischen als Muttersprache aufgewachsen sind. Die praktische Mitarbeit auf diesen Höfen war durchaus anstrengend, die Lebensbedingungen manchmal sehr ungewohnt. Aber dies ermöglichte es mir auch, einen wirklich intimen Einblick in den Lebens- und Arbeitsalltag meiner InformantInnen zu bekommen. Aber nicht nur die Höfe meiner GastgeberInnen lernte ich dadurch kennen, sondern die Landschaft als Ganzes in einer viel intensiveren Weise als ein bloßer Reisender, ein distanzierter Betrachter. Judith Okley charakterisiert ihre Feldforschung in der Normandie als eine, durch aktive Teilnahme geförderte, umfassende Wahrnehmung. Dabei wird der sinnliche Aspekt, der „essbare“ Charakter einer Landschaft bewusst: „Normandy regional identity is bound up with the landscape. What you see is usually what you can savour as taste, smell, and feel with hand and mouth“ (Okley 2001: 108). Ich glaube, dass diese Beschreibung auch auf die Nachbarregion, die Bretagne, zutrifft.

Bemerkung zu behandelten Personen und Orten

Da ich im Laufe meiner Feldforschung auch mit einigen Dingen bekannt wurde, welche nicht ganz dem Rahmen der Legalität entsprechen, habe ich die Namen der hier behandelten Orte und Personen anonymisiert. Dies halte ich vor allem aus Gründen der Fairness gegenüber meinen Informanten, welche mich sehr umfassend an ihren Leben teilhaben ließen, für geboten.

1 Milin Langonet – Mathieu

1.1 Von Montparnasse⁴⁴ nach Montroulez⁴⁵

Locmaria-Berrien liegt in den Monts d'Arrée, sehr zentral in der Bretagne. Es ist dies eine zumal für die Bretagne sehr walddreiche Region. Früher war es eine Gegend des Silber-Bergbaues. Heute ist es ein beliebtes Wander-Gebiet, auch die in Mode gekommenen Pferdegespanne mit Planwagen sieht man des Öfteren durch die Täler dieser Region ziehen.

Der erste Hof bei meinem Forschungsaufenthalt war die Milin Langonet/Moulin de Langonet. Nach einer 18-stündigen Bahnfahrt kam ich Mitte September in Morlaix/Montroulez an. Mein erster WWOOF-Host, Mathieu, holte mich vom Bahnhof ab. Wir hatten kein Erkennungszeichen ausgemacht, aber fanden uns trotzdem rasch. Mathieu erschien mir als ein freundlicher Mann mittleren Alters mit einem Lächeln im Gesicht und einem Fünftagebart. Im Grunde waren wir uns auf Anhieb sympathisch. Auf dem Weg zu seinem Haus legten wir einen Zwischenstopp ein, und holten seinen jüngsten Sohn von der Vorschule ab. Das war auch der Treffpunkt, an dem seine Ex-Frau die beiden älteren Söhne vorbeibrachte. Sie teilten sich die Zeit mit den Kindern halbe-halbe.

Der „Hof“ ist eigentlich gar keine Farm, sondern eine alte Mühle, die Mathieu in den letzten Jahren, anfangs gemeinsam mit seiner damaligen Frau, restauriert hat. Diese Mühle liegt abgelegen in einer relativ walddreichen Gegend in den Monts d'Arrée. Es gibt ein Nachbarhaus, welches aber nicht durchgehend bewohnt ist, sondern als Wochenendhaus genutzt wird. Dies lässt das Haus, welches in einem Tal liegt, dass vom *Guiric*, dem Mühlbach, durchflossen wird, noch isolierter erscheinen.

Mathieu sieht sich nicht als Bauer, sondern mehr als Kunsthandwerker. Sein langfristiges Projekt ist die Wiederinstandsetzung der Wirtschaftsräume und die Einrichtung einer Töpferei in diesen. Aber die landwirtschaftlichen Tätigkeiten nehmen wohl einen größeren Teil seiner Zeit ein, insofern kann man ihn doch auch als Nebenerwerbsbauern,

⁴⁴ Der Gare de Montparnasse ist der End-/bzw. Ausgangspunkt der Zugverbindung von Paris in die Bretagne. Darüberhinaus gilt Montparnasse als das bretonische Viertel von Paris.

⁴⁵ Montroulez ist der bretonische Name von Morlaix.

beziehungsweise Selbstversorger bezeichnen. Er hat einen recht großen Garten, worin er eine Vielfalt von Früchten und Gemüsen anbaut.

Mathieu verwendet auch kleinere *Serres*, eine Art von Gewächshäusern. Diese bestehen aus Metallbögen, welche in einer Reihe stehend in der Erde verankert werden, und darüber gezogenen lichtdurchlässigen Kunststoff-Folien. Dies stellt eine sehr einfache und kostengünstige, dabei aber sehr effektive Art von Gewächshaus dar.

Dann gibt es eine kleine Schafherde, die er aber nur zur Gewinnung von Wolle nutzt. Des Weiteren hat er ein halbes Dutzend Bienenstöcke. Zu diesen Aktivitäten kommt noch, dass er sich Zeit nimmt zum Sammeln von Wildfrüchten wie zum Beispiel Pilze, Brombeeren, Holunderblüten.

Auf dem Land, welches er großteils (mit Ausnahme des Gartens) sehr extensiv bewirtschaftet, gibt es außerdem noch eine Anzahl von Apfelbäumen, deren Früchte er vor allem zur Saftproduktion nutzt. Zu den „Sammeltätigkeiten“ von Mathieu gehört außerdem noch das gelegentliche Fangen von Waschbären. Diese haben sich, als nicht einheimische Art, in wenigen Jahren hier massiv ausgebreitet und sind daher auch eine Bedrohung für das ökologische Gleichgewicht. So sieht er seine nicht genehmigte Fallenstellerei auch als Beitrag zum Artenschutz.

Eine besondere Fertigkeit, die Mathieu darüber hinaus hat, ist das Mauern mit Natursteinen. Das macht er so sorgfältig und stilbewusst, dass eine von ihm gebaute Mauer nach wenigen Jahren für einen Laien nicht von einer Jahrhunderte alten zu unterscheiden ist.

Die Kinderbetreuung macht ebenfalls einen nicht geringen Teil seiner Beschäftigung aus, vor allem da der Jüngste, Yann, das Down-Syndrom hat. Mathieu fährt mit ihm regelmäßig zu einem logopädischen Training und widmet ihm auch sonst viel Zeit und Aufmerksamkeit.

1.2 „Ah, c’est pas le vrai breton⁴⁶!“ – Erster Kontakt mit dem Bretonischen

Alle Erwartungen übertreffend, hat mich schon an meinem zweiten Abend, wir waren auf einem kleinen Film-Festival, ein alter, mir fremder Mann auf Bretonisch angesprochen. Yann, der jüngste Sohn von Mathieu, ist zu ihm und seiner Begleiterin gelaufen, und hat

⁴⁶ „Ach, das ist nicht das echte Bretonisch“.

an deren Gehstöcken gezerrt. Ich wollte ihn von dort wegholen und habe dabei vielleicht, eher zu mir selbst, etwas auf Deutsch gesagt. Jedenfalls fragte mich der alte Mann ganz unvermittelt, ob ich Bretonisch spräche. Trotz meiner Überraschung brachte ich eine passable Antwort heraus: „Ya, komz a ran brezhoneg“ (Ja, ich spreche Bretonisch). Davon schien er überhaupt nicht beeindruckt zu sein. Er fragte mich daraufhin etwas sehr schnell und auf Bretonisch, und nachdem ich es nicht verstanden hatte, meinte er etwas abschätzig, dass ich wohl doch nicht wirklich Bretonisch spräche. Ich antwortete noch: „Je parle ,un tammig“ (Bretonisch für ‚ein bisschen‘). Aber das interessierte ihn gar nicht mehr. Ich denke, er hielt mich für einen Néo-Bretonnant, dessen Sprache so künstlich und andersartig als seine eigne Muttersprache war, dass es sich gar nicht lohnte, sich weiter damit auseinander zu setzen. Ich konnte mir das Ganze anfangs nicht erklären, im Nachhinein vermute ich, dass ich tatsächlich etwas auf Deutsch gesagt habe, und dass der alte Muttersprachler dies für Neobretonisch gehalten hat.

Eine eher eigenartige Erfahrung, die aber, wie sich zeigte, den Ton der weiteren Feldforschung vorgab. Ich sprach natürlich auch mit Mathieu über die Bretonische Sprache. Er meinte, Bretonisch klinge für ihn „Wie ein Deutscher, der Arabisch spricht“. Damit meinte er hauptsächlich den für französische Ohren harten und rauen Klang der Sprache. Aber auch Kenan, ein junger Bretonisch-Sprecher, den ich später kennenlernte, meinte: „Das klingt gut, mit deinem deutschen Akzent, wenn du Bretonisch sprichst.“ Mathieu kommt aus dem Süden, seine Eltern waren keine Bauern. Ein wesentlicher Grund, um in die Bretagne zu ziehen, war für ihn der Machismo sowie das „Getue um Äußerlichkeiten“ welche im Süden vorherrschten. Seine Ex-frau, mit welcher er seine drei Söhne hat, stammt aus der frankophonen Schweiz.

Aus meinen ersten Erfahrungen sowie aus meiner bis dato erfassten Lektüre formulierte ich dann zwei Thesen:

1. Die alten MuttersprachlerInnen verstehen das Neobretonische tatsächlich nicht

Die *bretonnants* (=BretonischsprecherInnen) verstehen einerseits das Prinzip von Dialekt und Standardsprache nicht, und sie verstehen (im wörtlichen Sinn) den konkret verwendeten Standard im Bretonischen nicht. Der Grund für den ersten Punkt ist, dass es in Frankreich kein neutrales Dialektkonzept gibt (Radatz 1997: 184), daher ist das

Prinzip, dass eine Gruppe von Dialekten von einer Standardsprache überdacht⁴⁷ wird, kaum bekannt. Die gängige Ansicht zu Sprachvarietäten in Frankreich ist, dass es eine kodifizierte, absolut dominante Schriftsprache gibt, eben das standardisierte Französisch, und alle anderen Sprachformen werden als „patois“ abgetan.

„Als *patois* wurde alles bezeichnet, was von der französischen Hochsprache abwich. Gemeint war damit eine „Sprache ohne Grammatik“, was ein Irrsinn ist, weil es natürlich keine Sprache ohne Grammatik gibt“ (Schmidt 2005: 128) [Hervorhebung im Original]. Der unselige Begriff „patois“ ist tatsächlich sinnlos, weil er keinen realen, linguistisch erfassbaren Inhalt hat. Es werden nämlich „Die Dialekte des Französischen und die Minderheitensprachen auf französischem Territorium [...] gleichermaßen als ‚patois‘ eingestuft [...]“ (Köhler 2009: 177). Erwan Vallerie kommt daher zu dem Schluss: „Le mot [patois] n'existe qu'en français. Parce qu'il ne recouvre aucune réalité“ (Vallerie 2003: 266).

2. Die „moderne“ Wirtschaft hat die Sprache „zerstört“

Es war nicht der direkte politische Druck, welcher das Bretonische dezimiert hat, sondern es war der ökonomische Druck, welcher die Bretonen veranlasste, die Sprache aufzugeben. Die moderne Wirtschaft hat das Bretonische beinahe zerstört, deshalb kann die Sprache meines Erachtens auch nur mit einer Veränderung der Wirtschaft⁴⁸ wieder aufgebaut werden. Der Zusammenhang von Wirtschaft und Sprache spiegelt sich vielfach in den historischen Quellen. Obwohl diese Zusammenhänge in der entsprechenden Literatur durchaus angeschnitten werden,⁴⁹ erstaunte mich, dass diese Thematik im Diskurs der Sprach-Aktivisten praktisch nicht wahrgenommen wird. Ich sah also zu Beginn meiner Forschungsreise ein mögliches Ziel meiner Arbeit darin, zu versuchen, den Néo-Bretonnants diese Thematik näherzubringen. Im Verlauf der Forschung hat sich die erste These durchaus verfestigt, wohingegen die zweite „These“ sich eher als Prognose oder Zukunftsszenario zeigt und somit kurzfristig weder falsifiziert noch verifiziert werden kann.

⁴⁷ Vgl. Trudgill 2004.

⁴⁸ In Richtung Regionalisierung und Subsistenzorientierung und der damit verbundenen Wertschätzung des Vernakulären, vgl. Baier/Bennholdt-Thomsen/Holzer 2005).

⁴⁹ Vgl. Köhler 2009, Croix 2008, Vetter 1997, Le Coadic: Web.

Mathieu war derjenige meiner WWOOF-Hosts, der am ehesten in die Kategorie „Selbstversorger“ passt. Es ist vielleicht bezeichnend, dass gerade er seine Aktivitäten hauptsächlich auf seinen Garten konzentrierte. Die Selbstversorgung aus dem Garten hat eine sehr lange Tradition:

Gärten sind ‚Freiflächen‘. Sie entziehen sich der Kontrolle von oben und außen. Diese Dimension von Gärten ist aktuell wie nie; wobei sie nicht neu ist, wie etwa der italienische Agrarhistoriker Massimo Montanari beschreibt. So sicherten die Gärten den Bäuerinnen und Bauern im feudalen Europa eine zumindest partielle Unabhängigkeit vom jeweiligen Grundherrn. Denn die in den Gärten angebauten und geernteten Pflanzen unterlagen keinerlei Abgabepflicht gegenüber dem Grundherrn und boten damit eine gesicherte Basis der Selbstversorgung [...]. (Montanari 1993: 160, zit. nach Heisteringer 2011: 308)

Es gab also schon in Feudalgesellschaften eine Unterscheidung zwischen dem Feldertrag, von dem ein Teil an den Grundherren abgeliefert werden musste, und dem Ertrag des Gartens, der dem/der BäuerIn blieb. Diese Unterscheidung führt sich in gewisser Weise bis heute fort, so dass es prinzipiell noch immer Bauerngärten für den Eigenbedarf im Gegensatz zum Anbau von Feldfrüchten für den Verkauf gibt. Nur dass heute viele Bauern keinen Garten mehr pflegen. Bei den anderen drei Höfen, auf denen ich war, wurde auf zweien Gemüsebau für den Verkauf betrieben und ein weiterer Hof war ein Milchviehbetrieb ohne Garten. Die Zeit und Mühe einen Gemüsegarten für den Eigenbedarf zu kultivieren, haben anscheinend nur mehr die nicht im Haupterwerb tätigen „Bauern“.

1.3 „Deshalb tanzen wir die ganze Nacht“ – Betrachtungen am Fest Noz

Nachdem ich mit Mathieu am zweiten Abend bei der *Video-Garage 4* in Kerseac'h war, gingen wir drei Tage später schon wieder aus. Diesmal sollte es das *Festival du Milieu* in Bon Repos, bei einer aufgelassenen Abtei sein. Um fünf Uhr nachmittags fuhren wir los, um noch etwas vom Tagesprogramm mitzubekommen. Dieses Festival war ziemlich alternativ angehaucht, was sich unter anderem darin äußerte, dass es ausschließlich Trockentoiletten für die Besucher gab, und neben dem üblichen Getränkeangebot auch eine gutmütige weiße Milchziege am Rande des Festivalgeländes angebunden war, mit

Bechern daneben und einem Schild auf dem stand: „Selbstbedienung“. Wir verließen die Veranstaltung gegen 22 Uhr, unser nächstes Ziel war nämlich die *Nuit da la Gavotte* in Poullaouen. Diese „Nacht der Gavotte“ war nichts anderes als ein Fest-Noz („Nachtfest). Diese Tanzveranstaltungen sind seit den 1960er Jahren in der Bretagne zunehmend populär geworden. Das erstaunlich hierbei ist, dass sämtliche Altersgruppen daran teilnehmen und vor allem: Es wird fast nur traditionelle bretonische Musik gespielt. Die klassische Besetzung der Musikgruppe besteht aus Bombarde (einer Art Oboe) und *biniau kozh*, dem bretonischen Dudelsack. Bei den Tänzen handelt es sich meist um Kettentänze, bei denen die Tanzenden sich nebeneinander befinden und sich mit den Fingern, beziehungsweise Armen, bei den Nachbarn einhaken. Dadurch haben diese Tanzformen eine ungeheuer integrierende Wirkung: Jede/r kann und soll sich in die Kette einklinken und irgendwann bilden (fast) alle Anwesenden eine *gemeinsame* Figur. Es wird aber auch ohne Instrumente musiziert und zwar im Stil des *kan ha diskann* (Gesang und Gegengesang). Und dieser Gesang hat nicht nur einen bretonischen Namen, es wird dabei auch (fast) ausschließlich auf Bretonisch gesungen. Allein die musikalische Anforderung nach einem prägnanten Rhythmus, der auch tanzbar ist, gibt dem Bretonischen hier eindeutig den Vorzug. Es scheint, dass zumindest die Musik ein Feld ist, auf dem die bretonische Sprache eine absolut gesicherte Position hat. In keiner linguistischen Abhandlung fand ich diesen Umstand erwähnt. Ist die Bretagne als kultureller Raum also ein gesungenes, getanztes Land? Irgendwann am frühen Morgen fragte ich Mathieu, ob er alleine auch so oft ausgehen würde. „Nein, da macht es mir keinen so großen Spaß – aber heute bist du da, und deshalb tanzen wir die ganze Nacht!“

2 Ferme de Gavrenec – Chantal & Maurice

Die Ferme de Gavrenec liegt im Département Morbihan (dem entspricht in alter bretonischer Terminologie in Etwa das *Bro Wened*). Es handelt sich hier um einen Milch produzierenden Betrieb. Chantal und Maurice bewirtschaften den Hof seit 11 Jahren, sie haben vier Kinder. Gemüse wird kaum angebaut, auch nicht für den Eigenbedarf. Was damit zusammenhängen mag, dass Maurice schwere Rückenbeschwerden hat, und seine Arbeitsleistung damit sehr eingeschränkt ist. Chantal ist mit der Milchproduktion und Verarbeitung bereits ziemlich ausgelastet.

Es gibt etwa 20 Rinder, davon 10 Milchkühe, 4 Esel, 2 Schweine, 1 Schaf, 4 Ziegen, 20 Hühner, 4 Katzen. Der Betrieb ist, gerade für bretonische Verhältnisse, sehr klein. Ihr Einkommen erwirtschaftet die Familie hauptsächlich durch Veredelung und Direktvermarktung. Es gibt am Hof einen eigenen Bereich für die Milchverarbeitung, dort stellt Chantal Käse her. Dieser wird Großteils über eine *boîte bio*, was dem in Österreich bekannten Konzept des „Biokistls“ entspricht, vertrieben.

2.1 Gefährdete Haustierrassen

Maurice und Chantal haben einige alte einheimische Nutzierrassen. Die Kühe sind *Pie Noir*, eine traditionelle bretonische Rasse, die schwarz-weiss gefleckt, robust und sehr klein sind. Bei den Hühnern handelt es sich um *Coucou de Rennes*, sehr auffällig schwarz-weiß gesperbert. Das Schaf ist ein *Belle Île*. Die *Pie Noir*-Rinder sind mir auch schon 2006 auf der Ferme von Erwan im Département Côtes d'Armor begegnet. Es ist dies eine Rasse, die man fast nur noch bei Idealisten und Liebhabern, oftmals solchen, die ökologisch arbeiten, findet. Alleine aufgrund ihrer geringen Körpergröße können sie mit modernen Hocheistungsrindern beim Ertrag nicht mithalten. Die konventionell arbeitenden Bauern in der Bretagne verwenden fast nur die Rassen *Charolais* bei Fleischrindern und *Holsteiner* bei den Milchkühen (Erwan, 12.9.2006).

Auf dem Hof von Erwan gab es neben den *Pie Noir* Rindern auch Schweine der Rasse „*Blanche d'Ouest*“, eine traditionelle westfranzösische Rasse, aus denen seine Frau Veronique äußerst schmackhafte Pasteten herstellte.

2.2 Die “letzten Kelten”

Chantal und Maurice unterrichten ihre Kinder, von denen zwei im schulpflichtigen Alter sind, selbst. Dies trug auch ein Stück weit zu der recht chaotischen Atmosphäre, die auf dem Hof herrschte, bei⁵⁰. Der Umstand, dass hier die Kinder zu Hause unterrichtet wurden, hatte aber auch den Vorteil, dass ich einen Blick in aktuelle französische Schulbücher werfen konnte. Ich war gespannt, ob sich noch der berühmte Satz „Les Gaulois, nos ancêtres...”⁵¹ finden würde. Ich fand ihn nicht, allerdings entsprach der Inhalt in den Kapiteln Frühgeschichte und Antike weitgehend dem, was mit dieser Phrase ausgedrückt wurde. Die Gallier werden ausführlich und mit vielen Abbildungen beschrieben und sehr positiv dargestellt. Die Geschichte der Kelten endet allerdings mit der Eroberung durch Caesar. Es wird also in etwa der Eindruck vermittelt: die Keltenzeit war schön, aber sie ist lange vorbei. Kein Wort von der inselkeltischen Einwanderung in die Armorica. Welch krasser Kontrast zu Erwan, der mir, zwei Jahre zuvor, mit äußerst pathetischer Geste in einem Hohlweg zwischen den *talus* eröffnete: „Wir Bretonen, wir sind die letzten Kelten!“ (Erwan G., 13.9.2006). Zu meinem Herkunftsland fiel ihm übrigens als erstes „Hallstatt“⁵² ein.

2.3 Die Bretagne, eine innere Kolonie?

Erwan bezeichnete sich aber nicht nur explizit als „Kelte“, er fasste auch die Beziehung zwischen der Bretagne und Binnenfrankreich als *kolonialistisch* auf, die Pariser Zentralregierung war für ihn nichts als „jakobinisch“, wobei er dieses Wort geradezu ausspuckte. Was aber bedeutet „kolonialistisch“ eigentlich im Rahmen eines europäischen Nationalstaats?

Die Subsistenzperspektive geht davon aus, dass wir als EuropäerInnen selbst aus einer kolonialisierten Gesellschaft kommen. Obwohl ich die, von den Bielefelderinnen vertretene These der „Urkolonisierung“ Europas durch die „Kurganvölker“⁵³ nicht

⁵⁰ Ein Freund der Familie konnte es kaum glauben, dass ein WWOOFer *hierhergekommen* war. Er sprach mir Trost zu (!).

⁵¹ Die Anführung der Gallier als „Unsere Vorfahren“ war lange ein Standardsatz in französischen Schulbüchern (vgl. Demandt 1998).

⁵² Was er übrigens, aufgrund seiner Bretonisch-Kompetenz, völlig korrekt mit stimmhaftem <h> realisieren konnte.

⁵³ Vgl. Mies 2003: 22.

unbedingt teile, scheint mir die Annahme einer grundsätzlich kolonialen Basis der europäischen Kulturen richtig.

Europa ist das Ergebnis von Kolonisierungen. Was wir heute als Europa bezeichnen – sein Territorium und seine „Grenzen“, seine Wirtschaft und Politik, seine Kultur und Identität, sein Weltbild –, ist das Resultat eines aktiven wie auch passiven Kolonialismus. Europäer waren Kolonisateure, aber sie wurden auch kolonisiert. (Mies 2003: 19)

Mies unterscheidet hier nicht klar zwischen Kolonisierung und Kolonialisierung. Ich gehe aber davon aus, dass ersteres vor allem die Besiedelung eines Gebietes meint (auch in Form der gewaltsamen Aneignung eines bereits bevölkerten Landes). Dagegen bezieht sich letzterer Terminus mehr auf die „auf Erwerb u. Ausbau von [überseeischen] Besitzungen ausgerichtete Politik eines Staates“ (Duden 2001). Hierbei steht die Kontrolle über ein Gebiet, und die Ausbeutung desselben im Vordergrund, eine richtiggehende Besiedlung ist damit nicht zwangsläufig verbunden. Die historisch prägenden Formen des Kolonialismus in Europa würde ich somit eher in den Herrschaftsformen der großen Reiche in Antike und Frühmittelalter, sowie in der Entrechtung und militärischen Unterwerfung der Bauern⁵⁴ vom 14. bis zum 18. Jahrhundert sehen (vgl. Bruckmüller 1992, Krammer 1976).

Ich würde grundsätzlich drei Arten von Kolonialismus unterscheiden: Erstens einen allgemeinen „ursprünglichen“ Kolonialismus, analog zu den Subsistenz-Theoretikerinnen. Zweitens, das was nach Robert Lafont als interner Kolonialismus bezeichnet wird, also die quasi koloniale Ausbeutung bzw. Benachteiligung der (europäischen) Peripherie (Blaschke 1980). Drittens dann den klassischen Kolonialismus, der mit der Neuzeit beginnt und mit der Entkolonialisierung in der Nachkriegszeit formal endet. Man könnte darüber hinaus noch eine vierte Kategorie anführen, nämlich den „zeitgenössischen Kolonialismus“, da die Ausbeutungsverhältnisse und strukturellen Benachteiligungen mit der formalen Entkolonialisierung ja nicht beendet, sondern im Gegenteil seit Beginn der Globalisierung wieder verschärft wurden. Hier schließe ich mich den Bielefelderinnen an, wenn sie meinen, dass die rezenten

⁵⁴ Diese stellten wohlgerne nichts anderes als den größten Teil der Bevölkerung dar.

Ausbeutungsverhältnisse (ein wesentlicher Bestandteil der Globalisierung), nichts anderes sind als eine Fortführung der kolonialen Verhältnisse unter neuem Namen (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997: 11).

Der Fall der Bretagne ist nun komplex: Es lassen sich Spuren der „allgemeinen europäischen Kolonialisierung“ (z.B. als Grund für die Entstehung der *bonnets rouges*, vgl. Croix 2008) und ebenso solche eines inneren Kolonialismus (vgl. Eggs 1980) feststellen.

EXKURS: Vergleich des britischen und französischen Kolonialsystems und die Auswirkungen auf Irland bzw. die Bretagne

Wenn man die Beziehungen zwischen den keltischen Regionen⁵⁵ und ihren jeweiligen sie ehemals oder noch heute dominierenden Nationalstaaten als eine Art Binnenkolonialismus betrachten will, was jedenfalls beim Beispiel Irland vielfach so gesehen wird (vgl. Salazar 1996, Ludwig 1995, McLaughlin 1994), dann scheint es auch sinnvoll, sich die Struktur des britischen, beziehungsweise französischen Kolonialsystems anzusehen. Der Unterschied in den beiden Kolonialsystemen, welcher seinerseits wieder Ausdruck der unterschiedlichen Staatsphilosophien der beiden Nationen ist, wirkt meines Erachtens auch in der Beziehung zwischen dem Zentralstaat und den jeweiligen peripheren Regionen. Der Vergleich zwischen den beiden Systemen leitet sich schon aus der historischen Verbindung zwischen dem bretonischen *Emsav* und seinem irischen Gegenstück her. Für die bretonische Autonomiebewegung war der irische Unabhängigkeitskampf ein wichtiges Vorbild⁵⁶ (vgl. Leach 2008). Nach dem gescheiterten Osteraufstand von 1916 erlangte Irland 1922 de facto seine Unabhängigkeit (Irish Freestate).

Wenn Irland in manchen Bezügen auch tatsächlich mit der Bretagne vergleichbar ist, so unterscheiden sich die beiden Länder/Regionen doch gerade in ihrer Beziehung zum jeweiligen (zumindest ehemals) dominierenden Nationalstaat wesentlich. Während den Iren von Seiten der Briten im Grunde die Gleichheit verweigert wurde und Irland nach weit verbreiteter Auffassung bis ins 20. Jh. hinein als eine Kolonie behandelt und

⁵⁵ Irland, Schottland, Isle of Man, Wales, Cornwall und die Bretagne werden als *six celtic nations* bezeichnet, da es in jedem/jeder dieser Länder/Regionen eine lebende bzw. wiederbelebte keltische Sprache gibt.

⁵⁶ Unter dem Slogan „Lun Fask 1916!“ (bretonisch für Ostermontag) erinnert *Breiz Atao*, die Zeitung des *Parti National Breton* an den Osteraufstand und stellt ihn als Beispiel für die Bretagne dar.

betrachtet wurde, geschah in Frankreich in Bezug auf die Bretagne, zumal auf symbolischer Ebene, das genaue Gegenteil: den Bretonen wurde die Differenz verweigert (vgl. Thomas 1975: 193). Was aber bedeutet das Recht auf Gleichheit, wenn dafür das Recht auf Differenz eingebüßt wird, oder vice versa?

Der Grund für diesen Unterschied ist auch in der unterschiedlichen Natur des britischen, respektive französischen Kolonialsystems zu suchen. Das britische System legte eine Emphase auf Distanz zu den Kolonialisierten, was sich in der Struktur der *indirect rule* äußerte. In den klassischen Kolonialgebieten wie in Afrika führte dies dazu, dass die Briten mit wenig europäischem Personal auskamen, direkten Kontakt mit den Unterworfenen reduzierten und beispielsweise die Steuereintreibung den einheimischen Eliten übertrug (Mabe 2003: 98).

Im Gegensatz dazu stand das französische Kolonialsystem. Ein wesentliches Kennzeichen dieses Systems war eine Assimilationspolitik, welche je nach Kolonie in unterschiedlichem Ausmaß praktiziert wurde. Das weiter gesteckte Ziel war es, die Kolonialisierten in die französische Kultur einzubinden. Frankreich sah in seiner kolonialen Expansionsgeschichte immer auch eine zivilisatorische Mission. Ein Ausdruck dieses Grundgedankens ist schon die Bezeichnung der (klassischen) Kolonien als *France d'Outre-Mer* (Mabe 2003: 99). Allerdings bedeutet dies nicht, dass es in den französischen Kolonien deswegen eine wesentlich geringere Ausbeutung als in den Kolonien anderer europäischer Staaten gegeben hätte (ibid.). Im Bezug auf die Bretagne und Irland machte dies zu Beginn des 20. Jahrhundert einen wesentlichen Unterschied. In Irland wurde in den Hungerkatastrophen des 19. Jahrhunderts deutlich, wie die britische Herrschaft zu den Iren stand. Die Regierung und die herrschende Klasse ließen alleine in der *Great Famine* 1845-1850 über eine Million Menschen verhungern, und dies im damals reichsten Land der Erde (Hayden 1997). Man überließ die irischen Armen ihrem „Schicksal“. Diese Verweigerung der Gleichheit setzt sich im Nordirlandkonflikt bis ins 21. Jahrhundert fort.

In Frankreich dagegen stand die Assimilation, also die mehr oder weniger erzwungene Anpassung an die französische Kultur stets im Vordergrund. Allerdings bedeutete die Möglichkeit der sozialen Angleichung, welche durch dieses System geboten wurde, immer auch, dass der „Eingeborene“ seine distinkte Identität aufgeben musste. Die *égalité* war nur um den Preis der tatsächlichen kulturellen Gleichheit zu haben. Hier wurde den Kolonialisierten im Mutterland wie in Übersee vor allem das Recht auf

Differenz vorenthalten. Louis Vincent Thomas beschreibt diesen Zusammenhang im Rahmen einer Kritik an den kolonialistischen Verstrickungen der Ethnologie:

Die Komplizenschaft des Ethnologen nimmt mehrere Formen an: entweder er schweigt in tatsächlicher oder vorgetäuschter Unkenntnis der Ausbeutung, des inneren und äußeren Kolonialismus (in vielerlei Hinsicht besteht wenig Unterschied zwischen jenen unterentwickelten, vom Pariser Zentralismus- oder den kapitalistischen Gesellschaften, was aufs gleiche herausläuft- beherrschten bretonische (sic) Mikrogesellschaften und jener senegalesischen oder kaledonischen von Frankreich kolonisierten Gruppe), der Assimilation oder des Ethnozids; oder er billigt durch seine Begriffe, seine Interpretationen, seine theoretischen Modelle eine entschlossen europäozentrische, also in hohem Maße reduktorisches und repressive Ideologie und bewirkt damit, unschuldig oder nicht, wie Gusdorf zeigt, ‚den Anschluß der Primitiven an den intellektuellen Raum Europas‘ oder die schlichte Einverleibung einer archaischen Bevölkerung ‚in eine westliche Geisteswelt‘ und begünstigt den Imperialismus selbst durch die Art der entdeckten Materialien (ökonomische und politische Ebenen); oder er arbeitet schließlich bewusst als ‚Bulle‘ oder ‚Technokrat‘ im Sinne der Ausbeutung. (Thomas 1975: 193)

2.4 Die Bocage-Landschaft

Da Maurice in seiner Arbeitsfähigkeit stark eingeschränkt war und Chantal mit Kindern, Kühen und Milchverarbeitung beschäftigt war, bekam ich relativ viele Aufgaben übertragen, die ich selbstständig ausführte. Unter anderem besserte ich die Elektrozäune, welche für den Weidebetrieb genutzt wurden aus. So hatte ich die Gelegenheit, die Umgebung des Hofes genauer kennenzulernen und dabei fiel mir das „Missverhältnis“ zwischen dem geringen Waldanteil der Bretagne, und den vielen Bäumen, die einen umgaben auf. In der Bretagne sieht man, wie es scheint, den Wald vor lauter Bäumen nicht. Oder genauer: Obwohl alles voller Bäume ist, gibt es „offiziell“ relativ wenig Wald, und im Reich der Klischees wird die Bretagne gar als raues, karges Land imaginiert. Wie kommt das? Der Waldanteil in der Bretagne beträgt 13% der Fläche. Das

ist im Vergleich zum Festland-französischen Durchschnitt⁵⁷ von 29,2% schon relativ wenig (Inventaire forestier national 2010: 5). In der Tat ist den offiziellen Stellen aber bewusst, dass eine Berechnung des Waldbestandes in der Bretagne ohne Berücksichtigung der „linearen Bestände“ womöglich etwas wenig aussagekräftig ist:

„Ils [die zugrunde liegenden Zahlen, Anm.] ne permettent cependant pas d’individualiser les formations linéaires arborées (haies, talus boisés, arbres d’alignement) qui, dans une région bocagère, peuvent représenter une proportion significative de la ressource potentielle de bois.” (ibid.)

Die *Bocage* besteht großteils aus Böschungen (*talus*), welche mit Bäumen, Büschen und Gestrüpp bewachsen sind. Auch zum Teil aus Mauern oder überwucherten, linearen Aufschichtungen von Feldsteinen. Besonders die allgegenwärtigen Brombeer-Ranken machen sie oft schier undurchdringlich.

Eine große Gruppe von Bäumen wird dann als Wald angesehen, wenn sie in der Fläche stehen. Nicht jedoch, wenn sie in Reihen wachsen wie bei einer Allee, oder eben auf den *talus* der Bocage-Landschaft. All die Bocage-Reihen, deren Bäume alle zusammengenommen wohl viele Quadratkilometer Wald ausmachen würden, zählen hier nicht. Jedenfalls ist die Bretagne keineswegs eine Baum-arme oder öde Landschaft. Ich denke, es sind, was die öffentliche Wahrnehmung betrifft, tatsächlich auch die Irland- und Schottland-Bilder, welche hier herein spielen. Schließlich wurde in der Zeit der Romantik „Die Bretagne [...] zum Schottland Frankreichs“ (Edel 2004: 160). Da die Bretagne ja ebenso „keltisch“ ist, muss auch sie im Klischee kahl und karg erscheinen. Aber die Vermutung, dass man hier generell auf weithin baumlose Gegenden (wie es sie auf den britischen Inseln tatsächlich gibt) treffen wird, bewahrheitet sich nicht. Die Bocage ist dabei keine rein bretonische Erscheinung, sondern findet sich auch in anderen Regionen wie der Normandie oder der Auvergne. Was sind aber die Gründe für ihre Entstehung? Gerade in der Bretagne ist dafür das System der *domaine congéable*⁵⁸ wohl mitverantwortlich. Obwohl die Fruchtbarkeit in den *parcou*, also den umfriedeten Feldern nicht unbedingt besser war als auf offenen Feldern, hatten sie einen höheren Wert für die NutzerInnen: „Enclosed fields or *parcou* had a far higher value because of the length of

⁵⁷ In französischen Statistiken wird üblicherweise zwischen France-métropolitaine (dem Mutterland inkl. Kosika) und den Übersee-Gebieten unterschieden.

⁵⁸ Vgl. Segalen 1991: 154.

the *édifices* (the hedges, embankments, and ditches) that bordered them. Any trees growing on the embankments were also the property of the domanial tenant [...].” (Segalen 1991: 158). Martine Segalen spricht von ökologischen, psychologischen und wirtschaftlichen Gründen für die Errichtung der Einfriedungen, darunter dem Windschutz, der Vereinfachung des Weidebetriebs und der Steigerung sowie Hervorhebung des Werts eines Anwesens (ibid.). Ein weiteres Kennzeichen der Bocage-Landschaft ist, dass die Bauernhöfe relativ verstreut darin liegen, oft in Einzellagen, oder kleine Weiler bildend. Dieser besonderen Siedlungsstruktur wird auch ein möglicher Einfluss auf den sozialen Zusammenhalt der ruralen Gesellschaft nachgesagt. Ronan Le Coadic sieht hier in jüngster Zeit, durch gestiegene Mobilität, auch einen verstärkenden Faktor der gesellschaftlichen Kohäsion. „The *bocage* has long been considered as an isolating factor, and though it is true that it does cut people off from one another geographically and physically, it also forces a society to group its members and to reinforce the bonds between them” (Le Coadic: Web, b).

3 Ferme de Kerminroc – Frédéric

Es gab wenige Höfe in der WWOOF-Liste, die ganz im Westen der Bretagne lagen. Einige von den vielversprechenderen waren nicht erreichbar oder hatten gerade keinen Platz frei. Es gab auch eine Absage eines Bauern, der sagte, dass er im Moment keine WWOOFer nehmen würde, weil die versicherungs- und arbeitsrechtlichen Aspekte bezüglich des WWOOFens in Frankreich derzeit unklar seien. Ein Hof, der mich aber abseits dieser Dinge und Überlegungen interessierte, war die Ferme de Kerminroc und zwar nicht zuletzt deshalb, weil sie auf einer Insel liegt. Dadurch erhoffte ich mir einen Ausgleich in der Repräsentation der beiden Großlandschaften der Bretagne, nämlich des *Argoat* und des *Armor*. *Argoat* bezeichnet das Landesinnere und bezieht seinen Namen von bret. „Koad“ (=Wald). *Armor* bezeichnet dagegen die Küstenlandschaft (wörtlich: „Das Meer“). Da ich damit rechnete, ansonsten nur im Landesinneren unterwegs zu sein, wollte ich diese Gelegenheit nutzen. Die Beschreibung „Gemüsebau auf einer kleinen autofreien Insel vor der Küste der Bretagne“ klang zudem verlockend.

Nach einem Fußmarsch von einer guten Stunde quer über Süd- und Nordinsel, anschließend an eine Tagesreise mit Bussen, Bahn und Autostopp, kam ich ein wenig erschöpft auf Kerminroc, meinem dritten Hof an. Ich wurde mit Goldbrasse auf Gemüse, einem Festessen wie mir schien, empfangen.

Ein paar Tage bevor ich dorthin kam, waren noch ein ganzes Dutzend WWOOFer dort gewesen. Bei meinem ersten Telefonat mit Frédéric waren es gar um die zwanzig! Das war ein völlig anderes WWOOFen als ich es bis dahin kennengelernt hatte. Als ich schließlich dort ankam, waren nur Frédéric, der Bauer, und Gerard, ein WWOOFer da. Imke, eine weitere WWOOFerin, war gerade auf dem Festland und sollte kurz darauf zurückkehren.

Die Île de Bréhat liegt vor der Nordküste ganz im Osten der Basse-Bretagne. Sie gehört zum Département Côtes d’Armor. Eigentlich handelt es sich um einen Archipel kleiner und kleinster Inseln. Schon die Hauptinsel besteht eigentlich aus einem Nord- und einem Südteil, welche im 18. Jahrhundert durch einen kurzen Damm fest miteinander verbunden worden sind. Die Insel ist eine beliebte Ferienregion und es gibt eine große Zahl von Zweitwohnsitzen, meist von vermögenden PariserInnen, vornehmlich auf der Südinsel. Es

existiert ein deutlicher Gegensatz zwischen Nord-und Südinsel. Auf dem Südtel befinden sich sowohl Hafen als auch *bourg*, also das Zentrum der Gemeinde. Die Infrastruktur, aber auch die Bebauung konzentriert sich hier. Der Nordteil ist etwas karger, hier finden sich weniger Häuser und etwas mehr Landwirtschaft. Von meinen ursprünglichen Vorstellungen war aber auch dieser Inselteil noch weit entfernt.

3.1 Das Klischee vom „rauen“ keltischen Land

„Eine kleine Insel vor der Nordküste der Bretagne (...)“ Als ich diese Beschreibung in der Hofliste von WWOOF las, tauchte in mir das Bild von einem kargen, sturmumtosten Eiland auf, wo auf der dünne Scholle gerade ein paar Kartoffel wachsen und einige krumme Bäume sich im Wind biegen. Eigentlich ein Traum, aber nachdem es schon fast Oktober war, als eine Fahrt dorthin endlich möglich wurde, grübelte ich auch etwas über die klimatischen Bedingungen, ob sie nicht doch gar zu hart sein würden. Diese Insel (bzw. Inselgruppe) liegt immerhin in einer Gegend, die nach Westen hin in den offenen Atlantik übergeht, mit gewaltigen Gezeitenunterschieden (Der Tidenhub bei St-Malo beträgt bis zu 14 Meter, Schröder 2003: 103).

Wie überrascht war ich, als ich dann Ende September auf die Insel kam, und von Palmen, blühendem Oleander und Feigenbäumen empfangen wurde. Da war überhaupt nichts Raues, fast schon mediterran mutete es an. Somit ist es durchaus passend, dass die Insel den Beinamen „*L'île des fleurs et des rochers roses*“ (Görgens 2003) trägt. Die *fleurs* beziehen sich dabei hauptsächlich auf die Südinsel, auf welcher ja auch der Hafen liegt, die rosa Granitfelsen dagegen prägen vor allem die Küste der Nordinsel.

Der Hof produziert ausschließlich Gemüse und Obst. Der wichtigste Teil der Produktion findet in zwei großen *Serres* statt. Sie sind etwa 5 Meter hoch, 7 Meter breit und 30 bzw. 40 m lang. Daneben gibt es noch einige Freiland-Kulturen. In den *Serres* werden hauptsächlich Tomaten, Zucchini, Paprika, Kiwis, Gurken, Auberginen, etc. gezogen. Auf dem offenen Feld wachsen Kartoffel, Kürbis, Karotten, Petersilie u.a.m. Rund um das Haus stehen auch noch einige Apfelbäume sowie ein großer Feigenbaum, dessen Früchte allerdings im bretonischen Klima nicht ausreifen. Frédéric betreibt die Farm theoretisch alleine, in der Praxis sind aber zumindest in der Anbau- und Erntesaison stets zusätzliche Leute da. In diesem Sommer waren das

zwischen 5 und 20 WWOOFerInnen gewesen, die den Betrieb unterstützen. Frédéric betreibt sehr viel Selbstvermarktung und auch Weiterverarbeitung von Produkten. In der Hochsaison, also Juli und August fährt täglich jemand vom Hof auf den *bourg* der Insel, der auch als Marktplatz dient. Dort fungiert dann ein umgebauter Traktor-Anhänger als Marktstand. In der Nebensaison, also zu der Zeit, in der ich dort war, finden diese Markttag nur an den Wochenenden statt. Darüber hinaus beliefert Frédéric zweimal in der Woche einen Bioladen auf dem Festland. Für den eigenen Marktstand kauft er auch Waren (auch aus konventioneller Landwirtschaft) zu, um ein größeres Angebot anbieten zu können. Auf dem Hof werden Marmelade, Kuchen usw. produziert, welche unter anderem auch über den *petit marché*, einen Selbstbedienungsladen in Form eines kleinen Standes (vor allem für Tagestouristen) vermarktet werden.

3.2 Biologisch ist nicht gleich subsistenzorientiert

Eine wesentlicher Sachverhalt, welcher mir erst auf Kerminroc klar wurde, war, dass man biologische Landwirtschaft nicht unbedingt mit Subsistenzorientierung assoziieren, und keinesfalls gleichsetzen kann. Ich war in dieser Beziehung anscheinend zu sehr von der in meiner Herkunftsfamilie praktizierten Landwirtschaft geprägt. Auch wenn die Wirtschaftsweise meiner Eltern, wie auch später jene meine Schwester, nicht offiziell biologisch war, so kam es diesem Ideal in der Praxis doch sehr nahe. Zudem waren in dieser Wirtschaftsweise viele subsistenzorientierte Aspekte vorhanden. Unbewusster Weise machte ich hier eine Gleichsetzung. Was mir bei Frédéric auffiel, war, dass er die jeweilige Tagesernte häufig gleich in Geld „umrechnete“. „Wir haben heute Gemüse für 200€ geerntet“ war zum Beispiel ein Satz, den man öfters von ihm hörte. Eine kleine Meinungsverschiedenheit gab es zwischen uns bezüglich der „Verschwendung“ von Ressourcen. Eines der Produkte, die die Farm regelmäßig an die Bioläden auf dem Festland liefert, ist Petersilie. Diese wird zu kleinen Sträußen gebündelt und dann in Kisten verpackt. Frédéric zeigte uns wie man es macht: er griff sich eine große Hand voll geschnittener Petersilie, und zupfte dann etwa ein Drittel bis die Hälfte aus dem Bündel heraus. Die Petersilie war saftig und sattgrün. Die aussortierten Zweige ließ er zu Boden fallen, sie waren für den Kompost. Dabei konnte ich aber absolut keinen Qualitätsunterschied zwischen den aussortierten und den zum Verkauf bestimmten Pflanzen erkennen. Ich hatte den Eindruck, dass er sich hier selbst ein wenig einen Akt

der Qualitätssteigerung vorspielte. Wenn er gleich ein kleineres Bündel genommen hätte und nur ganz wenig raus gezupft hätte, wäre das Ergebnis dasselbe gewesen, davon war ich überzeugt. Als ich ihn darauf ansprach, wurde er ein wenig ungehalten. Er meinte: „Es ist besser etwas Petersilie zu verlieren, als einen Kunden zu verlieren.“ Ich fragte, ob man den Ausschuss denn gleich auf den Kompost werfen müsste, schließlich sei das ein Produkt in erstklassiger Bio-Qualität? Das sei doch egal, entgegnete er, die Pflanzen kämen aus der Erde, und im Kompost würden sie wieder zu Erde. Alles ein Kreislauf. Das war sein Standpunkt. Ich hatte jedenfalls das Gefühl, dass das eine unnötige Verschwendung war.

Ähnliches beobachtete ich bei anderen Produkten. Zucchini beispielsweise, welche ganz fabelhaft aussahen, lässt man am Feld verrotten. Der Grund: Sie sind zu groß für den Markt, denn der Kunde bevorzugt in Frankreich ganz kleine, junge *Courgettes*. Dabei sind diese Früchte durchaus innerhalb der Größenordnung, wie sie bei uns zuhause geerntet werden.

Langsam wurde mir klar, dass hier zwei gegensätzliche Sichtweisen, ja Wirtschaftsweisen aufeinander stießen. Ich bin von einer eher subsistenzorientierten Landwirtschaft geprägt, in der es vorrangig um Selbstversorgung geht. Hier jedoch, trotz biologischer Produktion, trotz Handarbeit und lokaler bzw. regionaler Vermarktung herrschen die Gesetze des Marktes. In dem Moment, in dem eine Frucht geerntet wird, wird sie zur Ware transformiert. Während der/die SelbstversorgerIn in den Produkten des Gartens im Prinzip den reinen Gebrauchswert sieht, beurteilt der im Haupterwerb tätige Landwirt die Ernte fast ausschließlich nach dem Tauschwert. Dadurch ergibt sich ein völlig anderer Zugang zu den Dingen. Das Erstaunliche an der Weise, wie Frédéric produzierte, ist aber, dass er einerseits ganz im Hinblick auf den Markt arbeitet und stets den Konsumenten im Kopf hat (nur die optisch besten Produkte sind dem Kunden zuzumuten), dass aber andererseits dieses scheinbar marktkonforme Verhalten sich nicht wirklich *bezahlt* macht. Wirtschaftlich steckt er nämlich latent in Schwierigkeiten. Den Sommer über hatte Frédéric etwa 20.000 € umgesetzt. Im Herbst hatte er dann kein Geld mehr. „Wir haben im Sommer ziemlich viel ausgegeben, deshalb müssen wir jetzt ein wenig mehr arbeiten.“ Er konnte sich das nicht wirklich erklären; ein Grund für seine wirtschaftlich etwas prekäre Lage ist wohl auch, dass er keine richtige Buchführung hat.

3.3 Kreiz an Mor – Bretonisch mitten im Meer?

Leider wurde ich im Bereich Sprache nicht wirklich fündig auf der Insel. Bréhat liegt zwar in der Niederbretagne, also im traditionell bretonischsprachigen Teil der Halbinsel, aber auch ganz an dessen Rand. Hier wurde vormals das Goélo, ein Subdialekt des Tregerieg/Trégorois gesprochen. Das einzige Bretonisch, welches mir begegnete, waren die Namen der privaten Ferienhäuser. *Ty Coz*, was nichts anderes bedeutet als „altes Haus“, ist ein sehr geläufiger Name für das dortige Urlaubsdomizil. Die Menge an Ferienhäusern beschert der Insel ein eigenartiges Phänomen: Die Einwohnerzahl der Île de Bréhat schwankt zwischen etwa 300 im Winter und beinahe tausend im Sommer (Frédéric L., 5.10. 2008). Im Unterschied zu anderen Urlaubsregionen gibt es auf Bréhat zudem keine großen Hotels, sondern eher Pensionen und Zimmervermietung. Erst später erfuhr ich, dass es auf der Insel aber tatsächlich noch einige Bretonisch-SprecherInnen gibt. Und zwar in dem Altersheim, welches sich auf der Südinself befindet. Es nennt sich *Kreiz an Mor* („Mitten im Meer“). Einer der WWOOFer, die im Hochsommer auf Kerminroc waren, hatte Bretonisch studiert, er ging dort manchmal hin und führte Gespräche mit den Heimbewohnern in deren Muttersprache.

3.4 Tourismus auf der Île de Bréhat: Bedingungen und Auswirkungen

Besonders bewusst wurde mir dort die Bedeutung des Tourismus, nicht nur für die Bretagne, sondern auch das Phänomen des Tourismus allgemein. Es liegt in der Natur unserer Gesellschaftsform und insbesondere in der unserer kapitalistischen Wirtschaftsweise, dass das Lebensumfeld der meisten Menschen durch den industriellen Produktionsprozess immer „hässlicher“ wird, und nur wenige Flecken von diesem Verwertungsprozess einigermaßen ausgespart bleiben. Dafür ist im urbanen und sub-urbanen Bereich die eigentliche Industrialisierung, in ländlichen Räumen dagegen die Industrialisierung der Landwirtschaft maßgeblich.

Als Ergebnis [der Industrialisierung der Landwirtschaft] wird die weitere Umwelt des Menschen nicht etwa durch die landwirtschaftliche Tätigkeiten des Menschen menschenwürdig gestaltet und veredelt, sondern zur Ödheit genormt und zur Häßlichkeit erniedrigt. All das geschieht, weil der produzierende Mensch sich

„den Luxus unwirtschaftlich zu handeln“ nicht leisten und daher die so sehr nötigen „Luxusgüter“ wie Gesundheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit nicht produzieren kann, die der konsumierende Mensch mehr als alles andere wünscht. Es wäre zu teuer; und je reicher wir werden, desto weniger können wir uns „leisten“. (Schumacher 1977: 105)

Diese wenigen Flecken, meist in der Frühphase der Industrialisierung als benachteiligt gesehen, bleiben dies jedoch nicht auf Dauer. Durch den Tourismus werden sie wieder der marktwirtschaftlichen Werte-Logik unterworfen und in dessen Strukturen verstärkt eingegliedert.

3.5 Tourismus im Dienst der Sprach-Rettung?

Tatsächlich ist die Halbinsel nach der Côte d’Azur die zweitwichtigste Ferienregion in Frankreich. Neben der wirtschaftlichen Bedeutung gibt es möglicherweise aber noch einen anderen Effekt des Tourismus. In der Literatur wird das Verhältnis von „regionaler Kultur“ und Tourismus durchwegs sehr kritisch gesehen, und es wird vor allem auf die Problematik der Authentizität verwiesen (z.B. Bendix 1994). Üblicherweise wird betont, dass die reale Volkskultur, wo es sie denn noch gibt, durch den Tourismus zerstört werde und dass für die Touristen eine künstliche Pseudo-Authentizität geschaffen werde. Robert Lafont geht davon aus, dass die Interessen der Staatsmacht sowie die des Kapitals vereint daran gehen „de nous bâtir un splendide décor d’authenticité pour mieux liquider, derrière le décor, la société elle-même“ (Lafont 1994). Möglicherweise eröffnet sich in der Bretagne im Bezug auf das Bretonische aber auch eine andere Möglichkeit. Vielfach wird argumentiert, dass das Sichtbar-machen der bretonischen Sprache, welches in den letzten Jahren nicht unwesentlich zugenommen hat, in der Hauptsache im Dienst des Tourismus stehe (vgl. Köhler 2009: 38). Dass also die zweisprachigen Straßenschilder beispielsweise hauptsächlich deshalb aufgestellt würden, um den Gästen eine archaische Exotik vorzugaukeln. Und dennoch scheint mir dies kein hinreichendes Argument, um eben diese Beschilderung abzulehnen. In der kapitalistisch geprägten Gesellschaft ist primär einmal das „rational“, was Gewinn bringt. Ein wesentliches Problem beim Kampf um die bretonische Sprache stellt die Tatsache dar, dass der überwiegende Teil der MuttersprachlerInnen das Bretonische nicht Wert schätzt. Und das gilt nicht nur im

übertragenen Sinne, sondern auch im ganz praktisch- wirtschaftlichen Sinn. Die Entwertung und Abwertung der bretonischen Sprache fand ja nicht nur auf ideologischer Ebene statt, sondern diese Entwertung hat auch eine ganz konkrete wirtschaftliche Dimension. Das Bretonische wurde aufgegeben, weil es keinen ökonomischen Nutzen hat. Diese Sichtweise taucht auch in ähnlich gelagerten Fällen immer wieder auf. Die vernakuläre Sprache wird als ökonomisch wertlos beziehungsweise hinderlich empfunden, die Übernahme der konkurrierenden dominanten Sprache als wirtschaftliche Notwendigkeit gesehen. So beklagen sich heute noch Irisch-SprecherInnen: „What good was Irish to me? I know a lot of people back in my place with no Irish and they got good jobs [...] We all had Irish and it got us nowhere“ (Salazar 1996: 45).

Eine Strategie von Sprachaktivisten besteht daher unter anderem darin, Bretonisch-Lernende (z.B. Keltologie-StudentInnen), zur Unterbringung während eines Sprachkurses an bretonischsprachige Familien zu vermitteln. Dies soll den „pädagogischen“ Effekt nach sich ziehen, Einheimischen die Erfahrung zu geben, dass sie mit ihrer Sprachkompetenz auch Geld verdienen können (Albert Bock, 2007).

Es stellt sich daher die Frage, ob diese „Instrumentalisierung“ der vernakulären Sprache ebenso gut genau anders herum gesehen werden könnte: Die Strategie der Verwendung des Bretonischen im Tourismus bedeutet ja gleichzeitig auch eine symbolische Aufwertung, eine Wieder-in-Wert-Setzung der Sprache. Gerade die Zuschreibung der Nutzlosigkeit war in der Vergangenheit (und zum Teil bis heute) ein wesentlicher Faktor für die Abwertung und die folglich Aufgabe der Sprache bei vielen Menschen. Es wird hier also, je nach Sichtweise, vielleicht der Tourismus und die Vermarktung der „regionalen Besonderheit“ in den Dienst der Sprach-Revitalisierung gestellt. Was üblicherweise als Ausverkauf von lokaler „authentischer“ Kultur und Zur-Schau-Stellung abgetan wird, könnte auch als Strategie der In-Wert-Setzung und damit also einer allgemeinen Aufwertung gesehen werden.

4 Ferme de Kermat – André , Claudine & Nicolas

Ende Oktober kam ich nach Rosconet, auf die Ferme de Kermat. Rosconet liegt im Gebiet der *Rade de Brest*, jener auf der Landkarte so markant erscheinenden Einbuchtung ganz im Westen der Bretagne. Es gehört somit auch zum Einzugsgebiet der Stadt Brest. Der Hof ist eigentlich ein ganzer Weiler und bestand einstmals aus 4 verschiedenen Wirtschaften. Er setzt sich zusammen aus dem Wohnhaus von André, Claudine und deren Sohn Guirec. In einem weiteren Haus leben die Eltern von André, Morvan und Jeanne. Dann gibt es noch ein leer stehendes Haus, das sogenannte *vielle maison*. Und direkt angrenzend an die *ferme* ist ein weiteres Wohnhaus, welches von einer anderen Familie als Wochenendhaus genutzt wird. Dazu kommen dann noch Stallungen und diverse Wirtschaftsgebäude. Etwas abseits in den Feldern hat sich Nicolas in einer Jurte niedergelassen. Er ist als Praktikant auf die Farm gekommen und lebt mittlerweile seit 3 Jahren hier. Er macht auch einen wichtigen Teil des Betriebes aus. Der Hof besteht also aus einer ganzen Reihe von Gebäuden und 45 ha Land. Das alles pachtet André für 3000€ im Jahr. Er sagt, seine Familie sei schon seit 300 Jahren auf diesem Hof und immer als Pächter. „Es hat keinen Sinn den Hof zu kaufen. Du arbeitest dein ganzes Leben um das abzubezahlen, hast nie Geld, und wenn du stirbst, hast du nichts davon. Ich habe lieber etwas Geld in der Tasche“ (André P., 30.10.2008). Dass Bauern ihr Land nicht besitzen sondern pachten, hat in der Bretagne eine lange Tradition. Martine Segalen beschreibt ein solches System als *domaine congéable*:

Under this system, which is specific to Brittany, a farm will have two owners: the actual landowner (generally a member of the nobility, the bourgeoisie, or the clergy) and the holder of the ‘reparative rights’ [...] that is to say, the farm buildings and the arable stratum of the land, regarded as movables and hence as the property of the domanial tenant. (Segalen 1991: 4)

Im Gegensatz zu diesem früheren Zustand sind die Landeigner der Ferme de Kermat viele Personen, die in der Gemeinde verstreut leben. Auch der Unterschied zwischen der tatsächlichen Eigentümerschaft des Landes und den Besitzrechten an Gebäuden und „Oberflächen“ hat sich aufgelöst. Einmal im Jahr macht André die Runde, um die jeweilige Pacht zu bezahlen und erlebt dieses Ereignis immer als sehr gesellig.

4.1 „Hippie-Bauern“

Als ich am Bahnhof von Rosconet ankam, wusste ich zunächst nicht, wie ich zum Hof von André Pencalec kommen sollte. Nach mehreren Versuchen erreichte ich ihn endlich am Telefon. Er meinte, ich solle den Bus ins Ortszentrum nehmen, dort würde er mich dann abholen. Dort angekommen, wartete ich vor dem lokalen *bar-tabac*. Und dann kamen sie auch schon angebraust, André gemeinsam mit seinem Compagnon Nicolas in einem kleinen alten Renault. Ich lud mein Zeug in den Wagen, und schon ging es los zum Hof. „Hippie-Bauern“ war mein erster Gedanke, als ich hinter den beiden langhaarigen Gestalten saß. Als wir dann zu Hause waren, gab es gleich Abendessen. Ich fühlte mich sehr willkommen. Nach dem Essen holte André einen Sack mit Marihuana hervor und rollte einen Joint für uns. Dieses Ritual vollzog sich dann beinahe täglich. „Wenn ich nicht rauchen würde, hätte ich keine Ruhe um nachzudenken; über die Arbeit zum Beispiel, wie und wann ich etwas am besten mache“ (André P. 5.11.2008).

Mein Erster Eindruck scheint nicht ganz falsch gewesen zu sein. Man könnte André als Idealisten bezeichnen. „Wir müssen die Welt ändern“ war ein Satz, den er öfters fallen ließ. Dadurch bewegte er sich aber auch manchmal jenseits der Legalität. Und er hatte durchaus sehr kreative Ideen, wie solche Änderungen durchzuführen seien.

Beispielsweise meinte er, zum Zweck der Geschwindigkeitsbegrenzung des Verkehrs sollte man einfach Tiere überall frei herumlaufen lassen. „Wenn alle damit rechnen müssten, dass hinter der nächsten Kurve eine Kuh auf der Straße steht, dann würde sie schon langsamer fahren“ (André P. 10.11.2008). Wir sprachen auch über die sinkende Qualität bei Industrieprodukten: „Ich kaufe niemals Socken, ich stehle sie! Einmal hab ich Erdbeeren an *Leclerc* geliefert und sie haben mich nicht bezahlt. Ich habe monatelang mein Geld nicht bekommen. Da habe ich angefangen Socken zu stehlen. Und sie sind ohnehin das Geld nicht wert, nach fünfmal anziehen hast du ein Loch drin“ (André P., 18.11.2008).

4.2 Forschungssituation

Gerd Spittler skizziert als „Dichte Teilnahme“ ein Forschungsvorgehen welches meine erlebte Situation vielleicht ganz gut charakterisiert. Er hebt hierbei unter anderem die Bedeutung der Beobachtung gegenüber dem sprachlichen Erfassen, sowie die Bedeutung des natürlichen Gesprächs gegenüber dem Interview hervor, da „[...] Fragebogen und

standardisiertes Interview eine extrem künstliche Situation schaffen [...]“ (Spittler 2001: 7). Auch Carles Salazar beschreibt seine eigene Erfahrung dieser Problematik aus einem ganz ähnlichen Blickwinkel (Salazar 1996: 10). Die *tatsächliche* Teilnahme im wahrsten Sinn des Wortes, also das händische Tun und das Erlernen von Fertigkeiten machten, anfangs noch eher unbewusst, einen großen Teil meiner Forschung aus. Allerdings musste ich dabei auch erfahren: „Es gibt hier forschungsökonomisch gesehen viel Leerlauf, der dann allerdings durch überraschende Informationen belohnt wird“ (Spittler 2001: 19). Diesen Leerlauf zu ertragen, erfordert einiges an Geduld. Zur Erfahrung der Praxis gehören bei solch einem Forschungsprojekt auch die ganz alltäglichen Dinge und die physischen Eindrücke, die sich aus Faktoren wie dem Klima ergeben.

Ich hatte keine Stiefel, als ich in die Bretagne fuhr. Und es ergab sich, dass ich mir während des gesamten Aufenthaltes dort auch keine Stiefel gekauft habe. Es gab immer ein Paar alte *bottes*, die ich benutzen konnte. Manchmal hatten sie auch schon Löcher. Das Resultat hiervon war, dass ich oft mit nassen Füßen herumliefe. Die Klischees des 19. Jahrhunderts, dass die BretonInnen ständig und grundsätzlich im Dreck steckten, war für mich erlebte Realität. Durch die Löcher in den Stiefeln drang ja nicht nur die Feuchtigkeit, sondern auch der Dreck, der Schlamm von den Feldwegen. Ich störte mich nicht genug daran, als dass ich mir neue Stiefel gekauft hätte. Im Gegenteil empfand ich diese Form der Teilhabe als eine Art des Eintauchens in die Lebensrealität meiner InformantInnen: „The whole body is the means to understand and resonate with the world. The body becomes the memory and is not so easily separated from the mind, as in the Cartesian tradition“ (Okley 2001: 104).

4.3 Struktur des Hofes

Der Hof besteht im Grunde aus zwei Teilen. Den einen stellt der Bereich von André mit Mutterkuhhaltung dar. Der andere, ergänzende Teil ist jener von Nicolas. Er ist der Gemüsebauer. Nicolas wohnt in einer selbst gebauten Jurte sowie in einem daneben stehenden Wohnwagen, etwa fünf Minuten von den Häusern entfernt. André stellt ihm einen Teil seines gepachteten Landes zur Verfügung, darauf produziert er Tomaten, Lauch, verschiedene Kohl-Arten, mehrere Sorten Salat, Zwiebel, Knoblauch, Karotten, Auberginen, Zucchini, Rhabarber, Erdäpfel, etc. Die empfindlicheren Früchte wie Tomaten, Erdbeeren, Physalis, Zucchini und einige andere werden in Folientunnels

gezogen. Er hat 3000 m² unter Tunnels. Nicolas will auf „traction animal“, also Zugtiere anstatt Traktoren, umsteigen. Er hat auch schon einen Esel gekauft und Informationsmaterial darüber besorgt. Es gibt neu entwickelte Maschinen dafür. Nicolas steckt voller Pläne und Ideen, aber vieles ist erst im Aufbau oder in der Erprobungsphase. Im Grunde will er ein Unternehmen aufbauen. Er will Geld machen um investieren zu können. Ein Haus kaufen, vielleicht einen Angestellten. Deshalb setzt er beispielsweise 400 Salatpflanzen pro Saison an. „Aber ich habe schon lange keine Freundin mehr gehabt, ich arbeite dauernd. Das Ausgehen und so fehlt mir schon etwas. Aber ich mag das Arbeiten, ich mag, was ich tue.“

Das Land, welches André bewirtschaftet, weist durchgehend die klassische Bocage-Struktur auf. Wobei die einzelnen Felder relativ groß sind, verglichen mit den Strukturen, welche ich beispielsweise im Département Côtes d’Armor vorfand. Nichts destotrotz ist das Land in einzelne Felder gegliedert. Diese Struktur ist für die momentane Bewirtschaftungsweise mit Mutterkuhhaltung gut geeignet. Es gibt eine Rinderherde von etwa 35 Stück. Diese besteht aus Mutterkühen, Jungrindern, Kälbern, Ochsen und einem Stier. Die meisten dieser Rinder leben das ganze Jahr über im Freien. Sie bilden eine relativ naturnahe Tiergesellschaft. Da sie sehr wenig Menschenkontakt haben, sind sie im Vergleich zu Milchkühen eher wild. „Es gibt nicht viele junge Bauern, die Rinder in Freien halten, denn die meisten haben Angst vor den Tieren“ (André P., 30.8.2008). Die Rinder leben für einen Zeitraum von etwa 1 – 2 Wochen auf einer Weide, müssen dort nur mit Wasser und ggf. etwas Zusatzfutter versorgt werden, und bedeuten ansonsten kaum Arbeitsaufwand. In gewissen Abständen werden meist jüngere Rinder zu einem Schlachthof gebracht. Dort werden sie geschlachtet, zerlegt und das Fleisch in Plastikbeutel verpackt. Auf dem Hof gibt es mehrere große Gefrierschränke, in denen das Fleisch tiefgekühlt gelagert wird. Dieses tiefgekühlte Kalb- und Rindfleisch ist somit das Hauptprodukt, welches auf der Ferme de Kermat erzeugt wird.

Dieser Teil der Ferme steht in starkem Kontrast zum Anteil des Gemüse-und Obstbaues. Dort sind sowohl der Energieaufwand wie auch die nötige Arbeitsleistung wesentlich höher. In den Serres ist der Boden ebenfalls mit einer Plastikfolie bedeckt. Unter diesen Folien liegt ein Bewässerungssystem aus Schläuchen. Die Kulturpflanzen wachsen jeweils durch ein Loch in der Bodenfolie. Durch diese Technik wird das ansonsten extrem aufwendige Jäten eingespart. Ich habe dadurch in der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf den Höfen kein einziges Mal gejätet. Das lag nicht nur an den Folien, zumal alle Bauern

auch Freilandfelder bewirtschafteten, sondern auch an der Jahreszeit, der „Unkrautdruck“ ist im Herbst naturgemäß geringer als im Frühjahr. Allerdings bedeutet dieses System einen nicht unerheblichen technischen und finanziellen Aufwand.

André und Nicolas sind die Hauptarbeitskräfte auf dem Hof. Obwohl sie getrennte Arbeitsbereiche haben, helfen sie einander regelmäßig bei verschiedensten Aufgaben. Claudine kümmert sich um die Hühner und Lauf-Enten, die in der Nähe des Wohnhauses gehalten werden. Bei gewissen Tätigkeiten, die viele Hände benötigen, zum Beispiel dem Äpfelklauben, hilft sie ebenfalls mit. Morvan, der Vater von André, hilft auch regelmäßig mit. André kommt damit gut klar, was nicht unbedingt selbstverständlich ist. Auf vielen Höfen stellt es ja ein relativ großes Problem dar, wenn sich Altbauern zu stark auf einem Hof, den schon ihr Nachfolger bewirtschaftet, engagieren. Für Morvan ist es wichtig, tägliche Bewegung und immer wieder Aufgaben zu haben. „Er ist noch immer gesund, weil er noch immer arbeitet“ meint André dazu. Dann ist da noch Suzanne, eine Bekannte, die immer wieder mal vorbeischaut und mithilft. Und nicht zuletzt gibt es von Zeit zu Zeit WWOOFerInnen auf der Ferme. Ich war der zehnte freiwillige Helfer dieser Art auf dem Hof. Wenn man also Andrés Ferme aus organisatorischer Sicht betrachtet, so nimmt er selbst als „Geschäftsführer“ keine Lohnarbeit in Anspruch. Alle Arbeitsleistung, die andere außer ihm erbringen, erfolgen unbezahlt, werden aber gegebenenfalls mit Naturalien entgolten. Das Besondere an der Ferme de Kermat ist allerdings, dass Nicolas sozusagen als Subunternehmer von André fungiert. Er bekommt seine bewirtschaftete Fläche von André gratis zur Verfügung gestellt, was für diesen keinen Verlust bedeutet, da er mehr als genug Land zur Verfügung hat. Nicolas verkauft sein in Eigenregie produziertes Gemüse an André, und dieser verkauft es dann weiter an die Kunden auf den Wochenmärkten sowie in seinem Hofladen. André ist also tatsächlich nicht nur Bauer, sondern in gewissem Sinne auch Einzelhändler. Wobei anzumerken ist, dass Nicolas auch als Standverkäufer tätig ist, und somit das selbst produzierte Gemüse verkauft, das dann allerdings schon André gehört. Alles in allem eine sehr verwobene Produktions- und Arbeitsgemeinschaft.

4.4 *Fraise de Plougastel*

In früheren Jahren hat André eine Zeitlang nur Erdbeeren produziert. Die Erdbeeren aus dem Raum der Rade de Brest waren unter der Bezeichnung *Fraise de Plougastel* (nach dem Hauptanbaugebiet um Plougastel) einstmals in ganz Frankreich und sogar in England

ein Begriff. Morvan berichtete davon, wie in seiner Kindheit ganze Waggonladungen von Erdbeeren für den Verkauf v.a. nach Paris verschickt wurden. „Der ganze Bahnhof duftete nach Erdbeeren“ (Morvan P., 24.11.2008). Ich staunte nicht schlecht, als ich Anfang November zum ersten Mal die Erdbeer-Tunnels betrat, und alles voller leuchtend roter Früchte fand. Und dazu schmeckten sie auch noch überaus köstlich. „Ich glaube, wir produzieren so ziemlich die besten Erdbeeren der Welt“ meint André dazu ganz unbescheiden. Der reine Erdbeer-Anbau bedeutete für ihn ein halbes Jahr sehr intensive Arbeit, dafür konnte er dann den Rest des Jahres auf Reisen gehen. Jetzt hat er im Bereich Pflanzenbau nur noch ein Gewächshaus mit Tomaten und zwei kleine Folientunnel mit Physalis.

4.5 Taschenmesserkultur

Bei den gemeinsamen Mahlzeiten benutzten André und Nicolas keine Tischmesser sondern stets nur ihre Taschenmesser. Diese Klappmesser waren als Werkzeug und bei Tisch unverzichtbar. Es hat in ganz Frankreich Tradition, dass um das Taschenmesser beinahe schon ein Kult betrieben wird: „Le couteau! C’était l’outil incontournable, l’objet sacré du paysan. Un bon paysan avait toujours un bon couteau“ (Gicquel/Gicquel 2008: 25). Dieses Verhalten scheint gerade auch in der Bretagne historisch weit zurückzureichen. Wie Martine Segalen in ihrer minutiösen Rekonstruktion der Lebensverhältnisse in *Fifteen Generations of Bretons* bemerkt, waren im 19. Jahrhundert individuelle Messer (als Teil des Hausinventars) unüblich. Gleichzeitig sagt sie auch, dass persönliche Gegenstände nicht Teil der *post-mortem inventories* waren, aus deren Analyse sie ihre Informationen gewonnen hat „so we find no mention of jewellery, pipes, penknives, or devotional objects“ [Hervorh. durch d. Autor]. Aus all diesen Beobachtungen lässt sich der Schluss ziehen, dass auch in früheren Generationen zum Essen vermutlich eher die individuellen Taschenmesser benutzt wurden. Das Taschenmesser wurde also vielseitig und regelmäßig benutzt und musste dementsprechend häufig geschliffen werden. „Un bon couteau de paysan était forcément un couteau usé. La lame, parfois réduite de moitié attestait des années des bons et loyaux offices“ (Gicquel/Gicquel 2008: 28). Genauso wie hier beschrieben, waren ihre Messer durch oftmaliges Schleifen schon ziemlich schmal geworden, aber sie waren immer scharf.

4.6 Subsistenz und Arbeitswelt

Ich verwendete viel Zeit für die Mithilfe auf den Höfen, sowohl hier wie auch auf Kerminroc und Gavrenec. Öfters hatte ich das Gefühl, dass meine Forschungstätigkeit dadurch etwas zu kurz kam. Die Richtlinie von WWOOF besagt, dass der Zeitaufwand der WWOOFerInnen bei etwa 4 bis 6 Stunden am Tag liegen sollte⁵⁹, bei zwei freien Tagen die Woche. Das Problem hierbei ist aber wohl, dass viele Vollerwerbsbauern an ein enormes Arbeitspensum gewöhnt sind und es als normal empfinden 12 und mehr Stunden am Tag tätig zu sein. „Ich bin auf einem Hof aufgewachsen, ich bin es gewöhnt den ganzen Tag zu arbeiten“ (André P.). Gerade Nicolas, mit dem ich einen großen Teil der Zeit verbrachte, war in dieser Beziehung extrem. Er erzählte, dass er im Hochsommer mit der Stirnlampe abends noch auf dem Gemüsefeld arbeitet, und das, obwohl es in der Bretagne mehr als eine Stunde länger hell ist als in Mitteleuropa.⁶⁰ Wir diskutierten einmal auch das Ausmaß der Mithilfe. Er hätte gerne gehabt, dass ich noch etwas mehr Zeit investiere. Ich verwies auf die vorgesehene Regelung von WWOOF und meinte, dass ich dieses Soll bestimmt erfüllte, da ich mindestens 4 oder 5 Stunden täglich auf dem Feld sei und dazu kämen ja noch die „häuslichen Tätigkeiten“ wie Kochen, Abwaschen, Feuer machen, Wasser holen etc. hinzu. Außerdem gab es wenige wirklich freie Tage, da eben immer etwas zu tun war, gerade am Wochenende das Be- und Entladen des Wagens für den Markt und dergleichen. Darauf meinte er, diese Richtlinie bedeute doch 6 Stunden am Feld zu arbeiten; die Hausarbeit rechnete er nicht, das war keine richtige Arbeit für ihn. Hier wurde mir bewusst, dass sich der Ansatz der Subsistenzperspektive noch lange nicht bei allen BiobäuerInnen, oder Menschen, die eigentlich gegen das herrschende Gesellschafts- und Wirtschaftssystem opponieren, herumgesprochen hat. Nicolas unterschied ganz klassisch zwischen „bloßer“ Subsistenztätigkeit und „richtiger Arbeit“, für die man Geld in Form des Warenwerts der Produkte erhielt.

4.7 Die drei Generationen auf Kermat

André hatte mit Morvan in seiner Jugend so manchen Kampf auszufechten. Am Beispiel Atomenergie wurde dieser Generationenkonflikt klar: „Mein Vater war immer für die Atomenergie. De Gaulle gewann den Krieg, er war der große Held und er startete das

⁵⁹ Vgl. Liste des hotes WWOOF en France 2008.

⁶⁰ Frankreich hat ja die Mitteleuropäische Zeit, die Bretagne liegt aber westlicher als Greenwich, müsste daher eigentlich die in England gültige Zeit haben.

Nuklearprogramm. Was immer De Gaulle machte, musste gut sein.“ Diese tendenziell große Übereinstimmung der älteren Generation, und damit der MuttersprachlerInnen, mit den offiziellen Linien der Staatspolitik hat auch Wolfgang Köhler festgestellt: „Aufgrund ihrer Erfahrungen neigen Muttersprachler zu einer starken Staatsloyalität, die den militanten Kräften innerhalb der Néo-Bretonnants zuwider ist“ (Köhler 2009: 173).

Die drei Generationen auf Kermat, dargestellt durch Morvan (84), André (45) und Guirec (2) bilden die großen Altersschichten in der Bretagne im Bezug auf die sprachliche Entwicklung beinahe idealtypisch ab. André würde gerne Bretonisch beherrschen, hat es aber nicht mehr gelernt. Seinen Sohn hat er in der Diwan-Schule angemeldet. Morvan ist das Paradebeispiel für die Generation der alten Muttersprachler, die noch ohne ein Wort Französisch zu sprechen in die rein frankophone Schule gekommen sind. Er stammt aus der Generation, die in ihrer Jugend noch die Autonomiebewegung der Zwischenkriegszeit erlebt hatte. Und er gehört zu jener Altersklasse, die nach dem Krieg, als die „Große Hoffnung“ herrschte, mit der traditionellen Wirtschaftsweise gebrochen hat.

Nach dem Kriegsende kam eine große Hoffnung auf. Ich habe mich damals entschieden Bauer zu werden, obwohl das ein harter Beruf ist. Ich dachte, dass sich alles ändern würde, dank der Mechanisierung. Anfang der 1950er Jahre kamen die ersten Traktoren auf. Es gab verschieden Marken, mich faszinierte einer der Marke Fergusson, der hatte eine hydraulische Hebevorrichtung, was zu der Zeit einzigartig war. (Morvan P., 28.11.2008)

Pierre Bourdieu beschreibt das Eindringen der Logik der modernen Ökonomie in die bäuerliche Welt wie folgt: „Ich denke zum Beispiel an den *Traktor*. Dieser war, wenn ich das sagen darf, das Trojanische Pferd, mit dem die moderne Ökonomie beinahe überfallartig in die Landwirtschaft eingedrungen ist: Er brachte das Streben nach dem Kalkül von Gewinn und Rentabilität mit sich“ (Bourdieu 2001: 16). Der erste eigene Traktor wird dabei in der Erinnerung von Morvan fast zum Fetisch stilisiert:

Es war aber nicht leicht, so einen Traktor zu bekommen, da sie in England gebaut wurden, und kaum nach Frankreich geliefert wurden. Außerdem brauchte man für den Import die Genehmigung der Landwirtschaftsbehörde des Départements. Anfangs sagten sie Nein, weil mein Betrieb mit 18 ha zu klein sei. Ich gab aber nicht auf. Am Ende haben sie doch nachgegeben. Man sagt, dass der Glaube

Berge versetzen könne. Ich habe einen großen versetzt. Am 10. Dezember 1953 hatte ich dann meinen Traktor. (Morvan P., 28.11.2008)

Nachdem der Erste Weltkrieg einen Teil der Bretonen stark politisiert hatte, vor allem in Bezug auf ihre Position zu Frankreich, scheinen in der Zwischenkriegszeit mehrere Optionen für die Zukunft der Bretagne denkbar gewesen zu sein. Der Schock der Niederlage von 1940 und die Repressionen der Besatzungszeit hatten zur Folge, dass eine Entweder-oder Situation entstand. Entweder man war gegen den französischen Staat (wofür sich eine radikale Minderheit entschied), oder man identifizierte sich mit dem Hexagon, was die überwiegende Mehrheit tat. Viele wollten nach dem Krieg eine Veränderung der oftmals miserablen Lebensbedingungen (vgl. Vetter 1997: 39) und eine Form von Modernisierung. Das Grundproblem war vielleicht, dass, wie es so häufig der Fall war, der Ausweg aus einer vorhandenen Misere von der Mehrheit nicht in dem Streben nach Verteilungsgerechtigkeit und dem Wiederaneignen oder Erhalt von Subsistenzgrundlagen gesehen wurde, sondern in individuellem „Streben nach Glück“, Technisierung und der noch tieferen Verstrickung in Abhängigkeiten (vgl. Bourdieu 2001: 19). „At the same time land also lost its value as an emancipatory tool. Migration to the cities became seen as the best way of improving one's condition” (Van der Ploeg 2010: 4). Der Zugang zu Land verlor zunehmend seine ehemalige Bedeutung, vielfach wurde es zur Ware, die vorrangig noch als Sicherheit für die Kreditvergabe von Interesse war (ibid.).

Dritter Teil: Rekonstruktion des Feldes und erste Ergebnisse

Nachdem ich erkannt hatte, dass sich meine ursprüngliche Fragestellung nach dem allgemeinen Zusammenhang von Sprachwechsel und sozioökonomischem Strukturwandel nicht befriedigend beantworten ließ, erschloss sich mir fast gleichzeitig ein neues Feld mit einer neuen Fragestellung. Es ist dies zum Einen im sprachlichen Bereich das Neobretonische, sowie im sozialen Bereich das Feld der vielgestaltigen politisch/ökologisch/sozialen Netzwerke.

Dadurch, dass ich meinen Zugang zu den InformantInnen über das Netzwerk WWOOF gesucht hatte, war ich von vornherein in einem Gesellschaftssegment verortet, welches als ökologisch engagiert bezeichnet werden kann. Aufgrund dieses Ansatzes öffnete sich mir ein ganz spezifisches bäuerliches Milieu.

Auf der Ferme de Kermat kam ich dann zusätzlich noch in Berührung mit Akteuren aus der Szene der SprachaktivistInnen. So entfaltete sich vor mir, recht plötzlich, ein neues Feld.

In diesem Abschnitt reiße ich deshalb eine neue Forschungsfrage an. Diese kann ich allerdings nicht umfassend untersuchen, zumal sie erst am Ende der Feldforschung entstanden ist.

1 Schlachtfest in St. Cadou

Ende November nahm mich Nicolas mit zum Treffen einer Gruppe namens *Tud Yaouank Menez Are* („Junge Leute der Monts d’Arrée). Es handelt sich dabei um eine Vereinigung, die kulturelle Aktivitäten in dieser infrastrukturell schwachen Gegend organisiert. Das letzte Fest, welches sie durchgeführt hatten, war eine Benefizveranstaltung zu Gunsten der *Faucheurs volontaires*⁶¹. Im Anschluss an das Treffen waren wir noch zum traditionellen Schlachtfest bei einem befreundeten Bauern in St-Cadou eingeladen. Ein Schwein war geschlachtet worden, und aus diesem Anlass wurden Blutwürste, Schmalz und andere Spezialitäten serviert. Ich staunte nicht schlecht, als sich herausstellte, dass hier ein ganzes Dutzend Bretonisch-SprecherInnen versammelt waren. Hier waren sie also, ein langer Tisch voller Menschen der verschiedensten Altersstufen, welche sich über alle Köpfe hinweg in dieser merkwürdigen, als verfehlt geltenden Sprache unterhielten. Die Überraschung war aber nicht nur auf meiner Seite, denn die Anwesenden staunten nicht schlecht, als ich selber ein paar bretonische Phrasen beisteuerte. Vor allem die Tatsache, dass man in Österreich Bretonisch lernen kann, gab Anlass zur Verwunderung. Hier war nichts von der *honte*, dem Schuldkomplex, der im Diskurs über die MuttersprachlerInnen sonst stets präsent ist, zu merken. Dabei waren etwa die Hälfte der Brittophonen hier mit dieser Sprache aufgewachsen. Die Leute auf diesem Fest gehörten zu einer Szene, die ich Mangels einer besseren Bezeichnung „alternativ“ nennen möchte. Drei Aspekte waren hierbei dominant: Eine positive Einstellung gegenüber dem Bretonischen, sowie gegenüber der (bäuerlichen) Landwirtschaft und eine ökologische Einstellung mit einer eher linken Tendenz. Charlotte, die Bäuerin, war keine Muttersprachlerin, aber sie war früher Lehrerin in einer Diwan-Schule. „Am Anfang, da war Diwan die Schule der Natur, der Ökos [*écolos*]“ Der Zusammenhang zwischen ökologischer Orientierung und einer pro-Bretonischen Einstellung war für sie ganz selbstverständlich.

⁶¹ „Freiwillige Schnitter“, eine Anti-Gentechnik-Organisation. Diese Gruppe führt regelmäßig „Feldbefreiungen“ durch, d.h. Felder auf denen –teilw. illegal– gentechnisch veränderte Pflanzen angebaut sind, werden von ihnen „gemäht“.

2 Politische Orientierung der Autonomisten/Regionalisten

Wie gehen junge bretonische Aktivisten mit dem meist als reaktionär gesehenen Gehalt der *bretonnité* um? Wie lassen sich Tradition und „Zukunft“ (Moderne) vereinen? Das waren einige meiner erweiterten Forschungsfragen von Beginn an.

Eines der überraschenden Resultate meiner Forschungsreise ist, dass es eben diesen Widerspruch gar nicht gibt. Was ich mir aus mitteleuropäischer Perspektive als ungeheuer konfliktträchtig und anfällig für Widersprüche vielfältigster Art vorgestellt habe, zeigte sich vor Ort völlig anders.

Der Grund besteht darin, dass die ländliche, bäuerlich geprägte Gesellschaft die vernakuläre Sprache fast komplett aufgegeben hat. Der Rekurs auf bretonische Sprache und politische Autonomie waren in der direkten Nachkriegszeit als ideologische Position sozusagen vakant. Im Laufe der 1960er und 1970er Jahre hat dann die regionale Linke diese Position besetzt (Calin 2000). Die Darstellung der Bretagne als konservativ, erzkatholisch, überkommenen Traditionen verhaftet, ist also heute ein Märchen. Für die heutige Zeit und vor allem für die Betrachtung der Kultur- und Autonomiebewegung haben diese Attribute keine Bedeutung mehr. Der alte Leitspruch „*Ar Brezhoneg hag ar feiz a zo breu19r ha c'hoar e Breizh*“ (Das Bretonische und der Glaube sind Bruder und Schwester in der Bretagne) ist Geschichte (vgl. Lafont 1994).

Das Selbstverständnis der jungen Néo-Bretonnants ist durchwegs links. Hier fand in den 1960er Jahren ein entscheidender Übergang statt. In Katalonien beispielsweise hat der antifaschistische Regionalismus Tradition. In der Bretagne gibt es diese Strömung „erst“ seit etwa 1968 (vgl. Blaschke 1980, Calin 2000).

Die Selbsteinschätzung als Kolonie Frankreichs hat auch zur Folge, dass man sich den ehemaligen „klassischen“ Kolonien solidarisiert.

Es bleibt festzuhalten: In Frankreich hat der Rekurs auf regionale Kultur und vor allem Sprache nicht unbedingt den reaktionären Beigeschmack, den vergleichbare Ideen im deutschsprachigen Raum oftmals haben. Auch im Internet tauchen Anzeichen einer politischen Orientierung auf, die eine emanzipatorische Haltung mit regionalistischen und teilweise autonomistisch/separatistischen Ideen verbinden. So sind Phänomene wie Punks mit dem *Gwenn ha Du* oder einer schwarz-roten Hermelinflagge und dergleichen zu verstehen. Der gewalttätige Separatismus, der ja per Definition „nationalistisch“ ist, ist im

Wesentlichen links orientiert, auch die inzwischen aufgelöste F.L.B.-ARB. Das politisch extrem rechte Milieu ist in Frankreich am Staat orientiert. Das Beispiel Le Pen zeigt das sehr deutlich. Der langjährige Exponent der politisch organisierten extremen Rechten ist bretonischer Herkunft. Schon sein Name (Penn = breton. Kopf) weist darauf hin. Doch in der Bretagne hatte er mit seiner Front National so gut wie keinen Rückhalt. Sein Bezugsrahmen war dann auch ausschließlich das Hexagon, also der französische Staat. Gerade in der jungen bretonnanten Bewegung ist, bzw. war, Le Pen eine prominente Hass-Figur.

Die links-alternative Grundorientierung der meisten bretonnanten Strömungen, welche mich anfangs überrascht hat, nimmt sich also im Kontext der französischen politischen Landschaft gar nicht so erstaunlich aus.

3 Die Bio- und Alternativ-Szene

3.1 Die Beziehung zwischen bretonischer Kultur und der Alternativszene

Sollte man statt *Hep Brezhoneg Breizh ebet* („Ohne Bretonisch keine Bretagne“) vielleicht eher „Ohne Ökologie kein Bretonisch“ sagen? Man könnte die These aufstellen, dass aus den ökologisch motivierten Kämpfen und Protesten v.a. der 1970er Jahre erst die Basis der bretonische Sprach-Renaissance erwachsen ist. Jedenfalls scheint es, dass die Ökologie-Bewegung(en) und die Sprach-Bewegung zusammenhängen, wenn sie nicht gar miteinander verflochten sind. Auf dem Fest bei Jozeb und Charlotte in St-Cadou stellte sich gewissermaßen die Schnittmenge dieser beiden Strömungen dar. Wenn man die Proteste der 1970er Jahre als Ausgangspunkt sieht, dann könnte man sagen, dass die beiden Bewegungen zwar nicht ident sind, aber dass sie zum Teil einen gemeinsamen Ursprung haben. Es gibt trotzdem in beiden Gruppen auch Akteure, die mit dem jeweils anderen „Ideal“ nicht so viel anzufangen wissen. Schon bei meinen primären Informanten gab es Hinweise darauf: Kenan L., ein Freund von Nicolas, sprach des Öfteren von Nicolas‘ „delire“, also seiner Spinnerei, wenn er von dessen Einstellung und seiner Arbeit als Bauer sprach. Andererseits erzählte er auch einmal am Telefon mit unverkennbarem Stolz einem Freund, dass er zu Besuch bei befreundeten Bauern („...chez des amis paysan“) sei.

André sagte des Öfteren: „Wir müssen das Land beschützen“, damit meinte er in erster Linie, das Agrarland vor Bebauung zu bewahren. Die Konzentration in der Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Flächen war für ihn der erste Schritt zur Aufgabe derselben. Die Industrialisierung der Landwirtschaft führte in der Vergangenheit zu einer enormen Freisetzung von Arbeitskräften und verstärkte dadurch wesentlich die ohnehin in der Bretagne schon gegebene Landflucht. Auf lange Sicht führt dies zur Ausdünnung der Bevölkerung, und dazu, dass die verbleibenden Landwirte immer größere Flächen bewirtschaften:

In Frankreich sind Bauern um den bekannten Aktivisten José Bové mit dem Slogan ‚Nachbarn statt Hektare‘ auf die Straße gegangen. Sie wollten nicht die

Letzten im Dorf sein, die allein Hunderte von Hektaren bewirtschaften. Sie wollen mit anderen zusammenleben, in einer Dorfgemeinschaft. (Thomas 2011: 128)

Es scheint eine besondere Beziehung zwischen der bretonischen Kultur-Szene und dem ökologisch orientierten Milieu zu geben. Wo sonst wäre es denkbar, dass auf einem Treffen von Anti-Atomkraft-AktivistIn, einem Event, welches unter lückenloser Polizei-Überwachung stattfindet, ein Kurs für Volkstanz abgehalten wird? (vgl. Réseau Sortir du Nucléaire: Web).

André und Nicolas sind einer ganzen Reihe von Vereinigungen und Organisationen aktiv: *Réseau Sortir du Nucléaire* (Anti-Atomkraft), *Faucheurs Volontaires d'OGM* (Anti-Gentechnik), *WWOOF*, *Tud yaouank Menez Are*, sowie *Fédération paysanne* (bäuerliche Landwirtschaft). Kenan, den ich durch Nicolas kennenlernte, ist sowohl bei *Réseau Sortir du Nucléaire* als auch bei *Ai'ta*, einer Gruppe von Sprach-AktivistInnen engagiert. Politisch tendiert er zur U.D.B.

In den tieferen Strukturen gibt es offenbar tatsächlich einen besonderen Grund für die Überschneidungen von Ökologie-Bewegung, grünen politischen Strömungen und basisdemokratischen Ansätzen einerseits und den regionalistischen/autonomistischen Strömungen andererseits: Beide Richtungen stellen den gesamten ideologisch-mythologischen Block, welcher der französischen Republik in ihrer gegenwärtigen Verfassung zugrunde liegt, in Frage:

Selbst die Weltstadt Paris entdeckt die Vorzüge der Lokalpolitik, seitdem die Grünen Radwege und Fußgängerzonen einrichten. Der Basisansatz der *verts* erneuert von Grund auf die herrschende Politikultur des Landes, zu der nicht nur der republikanische Mythos der Egalité oder der Zentralstaats-Glauben gehören, sondern auch die genauso heiligen Kühe Atom und Auto. (Brändle 2004: 21)

Ich würde deshalb so weit gehen zu sagen, dass verschiedene ökologisch und/oder links orientierte Strömungen das Bretonische gewissermaßen „adoptiert“ haben.

3.2 Die „Protesttradition“ der Bretagne

Die Bretagne hat, wie ich schon angedeutet habe, den Ruf rebellisch und widerständig zu sein. Dieser Ruf scheint durchaus begründet; wenn er auch aus der Außenperspektive mit Sturheit und Unbelehrbarkeit assoziiert wird, so wird dies von „Innen“ als Solidarität und Durchhaltevermögen gesehen. Mathieu schilderte mir in der *Milin Langonet* seinen Eindruck, dass die Bretagne eine sehr „solidarische Region“ sei und kontrastierte dies mit dem Süden Frankreichs, aus dem er stammte. Schon Victor Hugo meinte, dass die Bretagne „ein alter Rebell“ sei, und bezog sich dabei auf die lange Geschichte des bretonischen Kampfes um Unabhängigkeit oder zumindest Selbstbestimmung (vgl. Der Spiegel 35/1975). Dieser Kampf äußerte sich auch in der jüngeren Vergangenheit neben den terroristischen Aktionen der F.L.B.-ARB in mehreren größeren Zusammenstößen, wie der Artischockenschlacht 1961, dem Milchkrieg 1972, den Anti-AKW-Demonstrationen in Plogoff 1980⁶² oder dem teilweisen Niederbrennen des bretonischen Parlamentsgebäudes bei Demonstrationen von Fischern 1994. Bei aller Verschiedenheit der spezifischen Anlässe und Motivationen war dabei oftmals neben konkreten (ökonomischen) Forderungen ein Rekurs auf die Bretagne als „Nation“, welche sich gegen Frankreich wehrt, zu beobachten. „Au printemps 2006 le crise du CPE a été particulièrement forte en Bretagne, dégénérant souvent en émeutes à Rennes. Comme en 1994 on a vu fleurir les Gwenn ha Du parmi les manifestants.“ (Chantier/Cabon 2006: 290).

3.3 Regionalisierung durch/mit Regionalsprachen?

Regionalisierung wird allgemein als „Prozeß der Schaffung neuer geographischer Einheiten unterschiedlicher Größe in ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Hinsicht“ verstanden (Seiser 2011: 342). Der Trend zur Regionalisierung wird weltweit seit etwa 1980 festgestellt, und zwar einerseits als Folge der Globalisierung (insbesondere der Reduktion der Kompetenzen von Nationalstaaten, besonders in der EU), andererseits als direkte Gegenbewegung dazu (ibid.). Der Aspekt der Regionalisierung als Teil der Alter-Globalisierung (vgl. Tošić 2011: 21) scheint besonders in der Bretagne sehr

⁶² „1980 demonstrierten mehr als 100.000 Menschen gegen die Pläne des AKW Plogoff. Im Präsidentenwahlkampf 1980 rangen sie so François Mitterand erfolgreich das Versprechen ab, diesen Meiler zu verhindern“ (vgl. BUND: Web).

ausgeprägt zu sein. „L’Europe est aussi perçue comme un facteur positif [pour le Breton], car elle , va renforcer les particularismes régionaux“ (Broudic 1999: 91). Es gibt Ansätze einer Verbindung von kultureller und ökonomischer Regionalisierung: “Il y a un retour aux valeurs régionales et culturelles” (ibid).

Welchen Einfluss könnte Regionalisierung aber auf eine Veränderung des kapitalistischen sozioökonomischen Systems haben? Es ist kein Zufall, dass der moderne Nationalstaat sowie der Industriekapitalismus in derselben historischen Epoche entstanden sind. Sie bedingen einander. Der Industriekapitalismus bevorzugt große, homogene Wirtschaftsräume. Daneben benötigt(e) er noch Peripherien, aus denen er Ressourcen zieht (z.B. Kolonien), dorthin exportiert er auch Überschüsse. Bennholdt-Thomsen/Mies bezeichnen dies in Anlehnung an Rosa Luxemburg als die „fortgesetzte ursprüngliche Akkumulation des Kapitals“. (Bennholdt-Thomsen/Mies 1997:23)

Der Nationalstaat erfüllt all diese Bedingungen. Oder anders gesagt, schaffte sich der Kapitalismus mittels des Nationalstaats diese Bedingungen. Die kulturelle Homogenisierung erfüllt eine Funktion in der Ausdehnung des Nationalstaats auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Damit wiederum erreicht er auch jene Größe, die das weitere wirksame Dominieren der Peripherien begünstigt.

Der historische Vorläufer des modernen Nationalstaats war der absolutistische Staat (vgl. Krammer 1976: 24). Diese Staatsform als notwendige Übergangsform zwischen feudaler Ordnung und kapitalistischem System schuf in vielen Bereichen die Voraussetzungen sowohl für den kapitalistischen, wie auch den national definierten Staat.

Der absolutistische Staat wird eine wesentliche Triebkraft wirtschaftlicher Entwicklung: einerseits aus fiskalischen Gründen und andererseits dadurch, daß er Waren fürs Heer, für Kriege und für den Hof selbst in einem Ausmaß und einer Uniformität benötigt, wie sie das zünftlerische Gewerbe herzustellen nicht im Stande war. (Krammer 1976: 19f)

Kann sprachliche Regionalisierung (in der Praxis meist eine Aufwertung von Regional- und Minderheitensprachen) daher einen Einfluss auf die Globalisierung haben?

Die Homogenisierung in den europäischen „National“-Staaten (im Extremfall als innerer Kolonialismus) hängt direkt mit dem äußeren Kolonialismus, auch wenn dieser „nur“ als

imperialistisches Bestreben auftritt, zusammen. Noch 1972 äußerte sich der französische Präsident Georges Pompidou folgendermaßen: „Il n'y a pas de place pour les langues et cultures régionales dans une France destinée à marquer l'Europe de son sceau“⁶³

Der Zusammenhang von regionaler Identität und einer ökologischen wie sozialen Orientierung erscheint zumindest auf den zweiten Blick als ganz naheliegend. Aus der Position der Subsistenzperspektive ist dieser Zusammenhang geradezu grundlegend:

Nachhaltiges regionales Wirtschaften erfordert mehr als die Kombination ökologischer, ökonomischer und sozialer Aspekte. Anders ausgedrückt: Die gleichzeitige Orientierung an ökologischen, sozialen und ökonomischen Kriterien kann nur innerhalb eines anderen als dem allenthalben herrschenden betriebsökonomischen Wertesystem gelingen. Dazu bedarf es einer anderen Kultur; [...] einer differenzierten, vielfältigen, regional geprägten Kultur. (Baier/Bennholdt-Thomsen/Holzer 2005: 15)

Über das Thema regionale Identität und gleichzeitigem Universalismus äußert sich auch Ronan Le Coadic in einem Interview mit der Zeitschrift *Le Liaun*. Er bezeichnet sich selbst als „*cosmopolite*“. Dabei sieht er absolut keinen Widerspruch zwischen einer Definition als *cosmopolite* und gleichzeitiger regionaler Orientierung. Hingegen unterscheidet er den Begriff des Komopolitischen vom gängigen französisch-republikanischen „Universalismus“. Dazu meint er: „Le problème des Français est qu'ils ont reçu, à l'école, une éducation nationaliste dont ils n'ont pas conscience et qu'ils confondent souvent l'universalisme avec leur culture nationale“ (Le Coadic: Web).

⁶³ (Für Regionalsprachen und -Kulturen ist kein Platz in einem Frankreich, das dazu bestimmt ist, Europa seinen Stempel aufzudrücken). Georges Pompidou in Sarre-Union, 1972 (zit. nach Breillat 2001).

4 Neue Sichtweisen auf das Bretonische

4.1 Das Klischee von der sterbenden Sprache

Das Gerede vom baldigen Aussterben des Bretonischen hat eine lange Tradition. 1794 schrieb Abbé Henri Grégoire: „Sans pouvoir assigner l’époque fixe à laquelle ces idiomes [le basque et le breton] auront entièrement disparu, on peut augurer qu’elle est prochaine“⁶⁴ (Vallerie 2003: 269). Wenn vom Bretonischen die Rede ist, fehlt fast nie der Hinweis auf die „sterbende Sprache“ (bzw. von deren Gegnern auch oft schon „tote Sprache“ geheißen). Illustriert wird dies dann meist mit dem Schwund der Sprecherzahlen in den letzten 50 oder 100 Jahren. Oder es wird gar auf die Sprachgeschichte seit dem frühen Mittelalter⁶⁵ verwiesen. Diese diachronen Vergleiche kann man natürlich ziehen. Es stellt sich aber die Frage, ob nicht das Ziehen synchroner Vergleiche sinnvoller ist um die heutige Situation der Sprache einschätzen zu können.

Das Bretonische ist die zweitgrößte der existierenden sechs keltischen Sprachen. Wenn man die Gegenwart betrachtet, sieht man, dass es über 14.000 Schüler⁶⁶ gibt, die im Prinzip entgegen der Agenda der staatlichen Politik in dieser Sprache Unterricht haben. Es gibt noch immer etwa 200.000 Sprecher, das ist mehr als Irisch und Schottisch-Gälisch zusammen haben. Eines scheint deutlich: wenn ich den Blickpunkt des Nationalstaates, und damit verbunden der herkömmlichen Geschichtsschreibung einnehme, dann kann ich auch nur über Verfall und Niedergang klagen (oder dies begrüßen). Wenn ich den Diskurs über „das Bretonische als sterbende Sprache“ als Klischee bezeichne, dann geht es mir nicht primär darum, die soziolinguistischen Fakten zu interpretieren, zu bestätigen oder zu widerlegen, sondern den Diskurs als solchen und vor allem die darin häufig auftauchenden Bilder und Metaphern zu charakterisieren. Es drängt sich hier der Vergleich zu den „Prophezeiungen“, beziehungsweise den Klischees vom „sterbenden roten Mann“ auf, die ein Jahrhundert zuvor über die angeblich

⁶⁴ (Ohne das exakte Datum bestimmen zu können, an dem diese Idiome [Baskisch und Bretonisch] vollständig verschwunden sein werden, kann man mutmaßen, dass dies demnächst sein wird.) Übers. durch d. Autor.

⁶⁵ Dabei wird meist der Rückgang des Sprachgebietes, welches einst fast bis Rennes und Nantes reichte, thematisiert. Ein geschlossenes Sprachgebiet spielt aber in der heutigen Situation keine Rolle mehr.

⁶⁶ Vgl. Ofis publik ar Brezhoneg 2012.

totgeweihten Ureinwohner Nordamerikas kursierten. Auffallend ist in jedem Fall eine gewisse morbide Leidenschaft, die diesem Diskurs über das Bretonische zugrunde liegt.

4.2 Das Aufgeben des Bretonischen als Überlebensstrategie gesehen

Die Aufgabe der vernakulären Sprache durch die NiederbretonInnen könnte auch als eine Art „Überlebensstrategie“ gesehen werden. Der soziale Druck war nach dem 2. Weltkrieg vermutlich so groß wie nie zuvor, was mit einem schrittweisen Aufbrechen der Netzwerke, innerhalb derer das Bretonische verwendet wurde, zusammenfiel (vgl. Vetter 1997). Die NiederbretonInnen haben ihre Sprache anscheinend auch aufgegeben um endlich an Modernisierung und wirtschaftlichem Aufschwung teilzuhaben. In diesem Rahmen scheint eine solche Strategie durchaus kein Sonderfall zu sein, indigene Völker bspw. in Mexico haben dies ebenfalls getan (vgl. Reinberg 2007: 98ff). Diese Strategie geht jedoch nicht soweit, sich der faktisch überlegenen Kultur völlig anzugleichen. Man benutzt also das Kommunikationsmedium der dominanten Gruppe, grenzt sich aber weiterhin von dieser ab. Als „Ersatz“ für die eigene, distinkte Sprache scheint manchmal eine besonders blumige oder zweideutige Sprache zu dienen: „[...] Verbal ambiguity is a common response of a defeated people towards their conquerors - that is, never giving the master a straight answer“ (Scheper-Hughes 1979: 82 zit. nach: Salazar 1996: 9). Auch in Irland war dies zu beobachten. Aber genauso wie in Irland wollen die Leute in der Bretagne deshalb nicht notwendigerweise ihre spezifische Identität als BretonInnen aufgeben. Dies ist auch ein Erklärungsansatz (zusätzlich zu den vorhandenen Traumata) für den Widerspruch, dass die Mehrzahl der EinwohnerInnen die Sprache zwar nicht sprechen kann oder will, dieselbe aber unbedingt erhalten wissen will⁶⁷.

4.3 Sprache ist nicht das einzige Element der bretonischen Kultur

Die MuttersprachlerInnen haben das traditionelle, dialektale Bretonisch weitgehend aufgegeben. Möglicherweise bilden sich in manchen Gegenden Gebiete, ähnlich den irischen Gaeltacht, in denen das Bretonische als zumindest zweite Umgangssprache in

⁶⁷ 1997 gaben bei der Umfrage von TMO-Regions 88% der Befragten an, „qu’il faut maintenir le breton“, dass das Bretonische also erhalten werden müsse (Broudic 1999: 69).

Gebrauch bleibt oder wieder kommt. Denkbar wäre dies im Nordwesten, im Gebiet des Léonais, da diese Varietät des Bretonischen von vielen Brittophonen als „reinstes“ oder korrektestes Bretonisch angesehen wird (vgl. Berger 1988). Auch die Gegend um Carhaix/Karaez oder Gebiete um Quimper/Kemper, in denen die Variante *Kerneveg* gesprochen wird, kämen hierfür in Frage. Ansonsten sehe ich im Bereich des traditionellen, muttersprachlichen Bretonisch keine große Hoffnung.

Das Überleben der Sprache ist zwar wünschenswert, allerdings ist es keine Voraussetzung um von einer distinkten bretonischen Kultur sprechen zu können. Wie Robert Lafont im Vorwort zu *Le breton, la jeunesse d'une vieille langue* (Morvannou 1994) schreibt, bedeutet selbst das eventuelle Aussterben des Bretonischen nicht das Ende der bretonischen Kultur insgesamt: „une Bretagne privée de tout usage linguistique autochtone, une Bretagne totalement traduite n'en est pas moins la Bretagne.“ (Lafont 1994:4)

Gerade diese Fixierung auf die Sprache, welche sich beispielsweise in dem Schlagwort „*Hep brezhoneg Breizh ebet*“ (Ohne Bretonisch keine Bretagne) ausdrückt, scheint mir letzten Endes die Übernahme eines sehr „französischen“ Konzepts durch die Sprachaktivisten zu sein. Dabei erscheint eine solche Auffassung gerade im Bezug auf die Bretagne paradox. Die bretonische Kultur besteht eben nicht nur aus der Sprache, sie besteht vor allem aus einem bestimmten „Lebensgefühl“ („The armorican way of life“, Vallerie 2003: 175).

Sie besteht unter anderem ebenso aus der Musik,⁶⁸ der Küche, der Architektur, der Nutzung und Sicht auf die Landschaft (vgl. Okley 2001) und noch mehr. Alle diese Elemente können auch Bausteine einer „bretonischen Identität“ sein. Es stellt sich die Frage, warum gerade in der Bretagne die Sprache als das unabdingbare Schlüsselement einer distinkten Kultur oder Identität gesehen wird. Beispielsweise bei den „keltischen Cousins“, Irland und Schottland wird offenbar, dass dort kaum jemand mehr die vernakuläre Sprache spricht⁶⁹ und trotzdem das Gefühl einer eigenen Identität (v.a. in Abgrenzung zu England) sehr ausgeprägt ist. Die Antwort liegt wohl darin, dass in Frankreich (und die Bretagne ist in vielen Belangen doch sehr französisch) „Sprache“ seit

⁶⁸ Besonders die Musik, und vor allem die Verankerung der Großteils brittophonen traditionellen Musik in den örtlichen Gemeinschaften ist ein Kennzeichen der heutigen bretonischen Kultur.

⁶⁹ Irisch hat heute etwa 25.000, Schottisch-Gälisch ca. 15.000 MuttersprachlerInnen (Zimmer 2004).

Jahrhunderten ein großes Thema ist. Die geographische Lage (relativ nah am Zentralraum) und der traditionell viel höhere Assimilationsdruck des französischen administrativen (und kolonialen) Systems tun ein Übriges.

Und doch, trotz aller Schwierigkeiten ist ein gewisser *esprit breton*, und inzwischen auch verstärkt eine positive Identifikation mit der *bretonnité* festzustellen: „Now, it is interesting to note that in Brittany, despite the forced transfer of culture that this model of integration has brought about over the centuries, there is still a special ethos“ (Le Coadic: Web).

4.4 Der Erhalt der Sprache liegt an den Néo-Bretonnants

In sprachwissenschaftlichen wie keltologischen Kreisen wird der Generationenspalt und die damit einhergehende „Verfälschung“ der Sprache meist einseitig betrachtet. Die Bemühungen der Néo-Bretonnants werden oft eher kritisch betrachtet. Das wahre, echte, schöne Bretonisch wird stets bei den alten MuttersprachlerInnen gesehen. Häufig stimmt eine Reihe von Autoren in den Chor, der die Unterlegenheit des *breton chimique*, (also des Schriftstandards) betont, mit ein.

Stellvertretend sei hier ein Artikel von der Website „etymos“ genannt. Diese Darstellung zeigt sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht durchaus gut informiert. Aber dort herrschen ebenfalls wieder die klassischen linguistischen Topoi vor: Kritik am „Roazhoneg“, bezogen auf seine Künstlichkeit, rekeltisierter Wortschatz, fehlende Auslautverhärtung und mangelhaft realisiertes Sandi-System; das Neobretonische übernimmt Syntax und Prosodie aus dem Französischen, etc.

Im soziolinguistischen Bereich tauchen gar sehr merkwürdige Ideen auf: „Diese rein akademische Sprachvariante ist durch Verbreitung über Schulen, Medien und Literatur [...] auf dem Vormarsch und drängt die eigentlich originären direkt weitergegebenen Dialekte zunehmend zurück“ (Etymos: Web). Es wird hier eine völlig verzerrte Darstellung des Sprachkonflikts geboten, und die Hauptgefahr für das „echte Bretonische“ nicht etwa in der französischen Sprachpolitik oder den Marginalisierungsprozessen gesehen, sondern in den Bemühungen der SprachaktivistInnen. Auch der Bereich des Unterrichts wird oftmals sehr einseitig skizziert: „Allerdings stehen 7000 Schülern, die Bretonisch an Privatschulen und staatlichen Schulen meist nur als Fremdsprache lernen, 360.000 Schüler gegenüber, die

ohne bretonische Sprachkenntnisse aufwachsen“ (ibid.). Abgesehen von der rasch wachsenden Zahl der Bretonisch-SchülerInnen (heute über 14.000), stellt sich die Frage, wie sinnvoll es ist, die *bretonnants* in Relation zur gesamten Bretagne zu setzen und dann deren zahlenmäßige Unterlegenheit festzustellen. In der linguistisch fokussierten Literatur wird das Neobretonische weitgehend als künstlich, „nationalistisch“ orientiert und quantitativ chancenlos dargestellt.

Ich denke, dass in dieser Argumentation, die aus rein sprachwissenschaftlicher Sicht vielleicht berechtigt ist, trotzdem grundlegende Fakten übersehen werden. Denn ohne das „Roazhoneg“, diesen vielkritisierten künstlichen Standard, wäre das Bretonische schon heute so gut wie tot. Ich denke, es hat keinen Sinn, sich an das authentische, überlieferte Bretonische, mit all seinen „Feinheiten“ (Morvan P. 2008) zu klammern. Die Aufgabe dieser Sprache durch die Bevölkerung in der frühen Nachkriegszeit ist ein historisches Faktum, welches sich nicht umkehren lässt. Es ist meines Erachtens also im Grunde sinnlos, sich über den Fortbestand dieser Sprachform in einem breiten Für und Wider den Kopf zu zerbrechen. Solange die letzte Generation von MuttersprachlerInnen in ihren Traumata gefangen ist, können sie wenig zum Spracherhalt beitragen. „ceux qui le connaissent le mieux sont les moins disposés à defender le Breton“ (Kuter 1989: 86, zit. nach Jones 1998: 63).

Eine Erkenntnis, die ich durch die Feldforschung ebenfalls gewonnen habe, ist: Es geht nicht so sehr darum, welche Sprache man tatsächlich spricht, sondern es geht um Einstellungen, ja besser noch: Um Bewusstsein. Das Haus von Morvan und Jeanne demonstrierte das exemplarisch: alles dort war kitschig und künstlich, war Imitation von Frankreich und der „weiten Welt“, wie man sie sich vorstellte. Es war die Manifestation der Bemühungen um die Integration in die moderne Welt:

Ich denke zum Beispiel an das zwiespältige Verhältnis, das die Bauern oft zu bestimmten Aspekten ihres kulturellen Erbes haben, seien es Dialekte oder die Architektur ihrer Häuser [...] Aufgrund einer Art von Scham und Mangel an ästhetischer Bildung, die sie Altes und Altmodisches gleichsetzen lässt, ziehen sie es vor, neue Häuser ohne jeden Charakter zu bauen, oder kleinbürgerliche Villen in grellen Tönen (Bourdieu 2001: 20).

Man will dasjenige, was einen vom „Mainstream“ unterscheidet, möglichst unter den Teppich kehren. Doch diese Angleichung, die mehr unbewusst als bewusst vollzogen wird, ist letztlich nichts anderes als ein Zeichen der Kapitulation vor den Mächten der Wirtschaft.

4.5 Bretonisch, eine Gefahr?

Die Angst vor dem Zerfall des Staates, der „Balkanisierung Frankreichs“ ist ein immer wieder konstatiertes Phänomen. Allerdings scheint es fraglich, ob diese Imagination einem Vergleich mit der Realität stand hält. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass praktisch alle Nachbarstaaten Frankreichs mehrsprachig sind, oder zumindest Minderheitensprachen garantierte Rechte einräumen. Bisher ist noch keiner dieser Staaten „zerfallen“.

Woher rührt also die französische Angst? Das Problem ergibt sich wohl daraus, dass ein großer Teil der Französischen sehr auf zentralistische Einheit und kulturelle Homogenität fixiert sind. Die Vorstellung, es könnte andere Sprachen oder nationale Identitäten innerhalb Frankreichs geben, erscheint ihnen unannehmbar. Diese „nationale Besonderheit“ ist ein Erbe des Absolutismus im *Ancien Régime* ebenso wie jenes der Revolution (vgl. Sedlatschek 2012: 37f). Da hier die traditionellen Identifikationsfaktoren Religion und Monarchie weitgehend, respektive gänzlich beseitigt wurden, musste die damals erst zu schaffende kulturelle Einheit als Ersatz dienen. Heute herrscht offensichtlich noch immer die Vorstellung: Wenn BretonInnen oder BaskInnen oder sonst eine Gruppe eine andere Identität und/oder Sprache als Französisch haben, dann müssen sie zwangsläufig einen eigenen Staat formieren, da es in einem Staat nur eine Ethnizität/Identität/Nationalität geben kann.

Dementsprechend ist Frankreich auch das einzige europäische Land neben Andorra und Monaco, welches das Rahmenabkommen zum Schutz nationaler Minderheiten nicht unterzeichnet hat. Die Unterzeichnung und Ratifizierung dieses Abkommens, welches 1998 in Kraft trat, ist für EU-Beitrittskandidaten mittlerweile verpflichtend (Europarat 2012: Web).

Frankreich hat sich auch lange geweigert, die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen zu unterzeichnen. 1999 wurde die Charta dann zwar unterzeichnet,

allerdings hat Frankreich als eines der wenigen Länder Westeuropas die Charta noch nicht ratifiziert (Breillat 2001: Web, Europarat 2010: Web).

Wenn man die reale sprachliche Situation in der Bretagne auch im historischen Kontext betrachtet, so wird deutlich, dass die binnenfranzösischen Ängste kaum eine reale Begründung finden. Die grundsätzliche „jakobinistische“ Argumentation geht dahin, dass man Regionalsprachen nicht zulassen darf, weil sonst die Sezession droht, eine Zersplitterung des französischen Staates. Im konkreten Fall der Bretagne führt diese Argumentation aber auf jeden Fall in die Irre.

Die Bretagne war niemals einsprachig Bretonisch (Richter 2004: 81). Das ist eine entscheidende Besonderheit, welche man bei der Beurteilung dieser Frage nicht übersehen darf. Obwohl dieses Land über Jahrhunderte teils de jure, teils de facto einen souveränen Staat bildete, gab es in dieser Zeit keinen Sprachkonflikt, der zur Verdrängung des Bretonischen (oder des Gallo) geführt hätte. Allein die Geschichte der Bretagne gibt also einen deutlichen Hinweis darauf, dass die Existenz einer zusätzlichen Sprache in einem politisch definierten Gebiet nicht zwangsläufig zu Abspaltungen oder Konflikten führen muss. Diese Beobachtung legt wieder den Schluss nahe, dass die Problematik in der Sprachsituation im Wesentlichen auf binnenfranzösischen Projektionen beruht. Einmal mehr erscheint die Bretagne als ein Vexierbild Frankreichs. Da im Hexagon eine „unauflösliche“ Verbindung zwischen Sprache und Territorium konstruiert wurde/wird, meint man, dass dies in der Bretagne ebenso sein müsste. Dagegen ist die (bretonische) Einsprachigkeit der Bretagne nicht einmal bei den radikalsten Autonomisten ein wünschenswertes Ziel. Ansonsten wäre nicht die Forderung nach der Wiedereingliederung des (niemals bretonischsprachigen) Departements Loire-Atlantique eine Hauptforderung eben jener Aktivisten (vgl. Loewe 2005: 128).

Zusammenfassung

Die Situation des Bretonischen als Regional- oder Minderheitensprache ist äußerst komplex. Der Grund für die besondere Konstellation in der Niederbretagne und deren gesellschaftliche Entwicklung in der Nachkriegszeit liegt darin, dass hier Prozesse, welche in vielen Regionen Europas ähnlich und etwa zur gleichen Zeit abliefen, durch den Sprachwechsel noch einmal verdeutlicht wurden. Modernisierung und Technisierung (besonders der Landwirtschaft) fanden in ähnlicher Weise auch in vielen anderen Gebieten Europas statt, meist jedoch ohne solch gravierende linguistische Implikationen. Diesen Zusammenhängen zwischen dem Sprachwandel, welcher innerhalb von etwa fünfzehn Jahren in der gesamten Basse-Bretagne vollzogen wurde, und dem etwa parallel stattfindenden Prozess der radikalen Umstrukturierung der Landwirtschaft galt auch mein anfängliches Forschungsinteresse. In diesem Kontext habe ich eine Analyse der Abwertung der bretonischen Sprache, sowie jener der bäuerlichen Landwirtschaft versucht. In den Zuschreibungen des Bretonischen und in den Strategien seiner Entwertung sehe ich auch Gründe für eine Betrachtung aus der Subsistenzperspektive. Denn dieselben negativen Klischees, welche in der Abwertung der Subsistenz schlagend werden, tauchen auch in der Abwertung des Bretonischen auf.

Im Verlauf der empirischen Datenerhebung verlagerte sich mein Fokus auf rezentere Phänomene und zwar insbesondere auf die Bestrebungen zum Erhalt der Sprache von Seiten der Néo-Bretonnants sowie den vielfältig auftretenden ökologischen, politischen und kulturell aktiven zivilgesellschaftlichen Netzwerken. Hieraus ergaben sich auch neue Forschungsfragen. Diese Fragen drehen sich darum, wie eine marginalisierte Sprache als Symbol in derartigen Netzwerken und Organisationen eingesetzt wird, sowie darum, ob es grundsätzliche Verbindungen zwischen Sprach-/Autonomiebewegung und ökologischen Bewegungen gibt. Auf solche Verbindungen gibt es eine Reihe von Hinweisen. Im Bereich der Landwirtschaft konnte ich dagegen feststellen, dass biologischer Landbau nicht notwendigerweise mit Subsistenzorientierung einhergeht. Ein Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auch auf der Entwicklung und Stellung der bretonischen Sprache.

Das, was meines Erachtens an den zahlreichen Debattenbeiträgen und Untersuchungen zur bretonischen Sprache fast immer fehlt, ist die Einbettung der Sprachsituation in die weiteren politischen, ökonomischen sowie allgemein kulturellen Bedingungen.

So werden unter anderem die „Protesttradition“ in der Bretagne, die äußerst lebendige Volksmusik samt der Verankerung des Bretonischen in derselben nicht gesehen oder zumindest nicht in die Analyse mit einbezogen. Aus strikt sprachwissenschaftlicher oder rein soziologischer Sicht mag dies berechtigt erscheinen.

Der besondere Fall in der Bretagne stellt sich aber nun so dar, dass die Sprache und die Minderheitensituation aus gängigen Schemata herausfallen. Es gibt zwei grundlegende, historisch wirksame Faktoren, welche die Lage der bretonischen „Nation“ so besonders prekär erscheinen lassen, bzw. werden ließen. Das ist zum Einen die generelle Weigerung der zentralistischen französischen Republik, den Minderheiten an den Rändern des Hexagons (bzw. auch dem südlichen Teil des Landes) auch nur irgendeine Form von Anerkennung, ihrer Differenz geschweige denn Unterstützung zukommen zu lassen. Und zum Zweiten ist es der Aufbruch der Bretagne in die Moderne im Anschluss an die Befreiung nach dem zweiten Weltkrieg.

Der erste Faktor hat die Existenz einer bretonischen Identität oder eines bretonischen Gemeinwesens so lange negiert, bis dies allgemein geglaubt wurde (im Ausland, in Frankreich sowie in der Bretagne selbst). Diese Negation einer (positiven) bretonischen Identität war durchwegs von einer Herabwürdigung und einem Negativ-Branding der Bretagne begleitet. Im herrschenden Diskurs galt also lange Zeit, dass es zwar eine negative bretonische Identität gäbe, aber keine positiv besetzte. Vor allem im Bezug auf die bretonische Sprache spielte der Begriff *honte* („Schande“) eine zentrale Rolle. Das zweite Ereignis stellt den Versuch dar, diese negativen Zuschreibungen mitsamt den tatsächlich empfundenen Nachteilen und Mängeln hinter sich zu lassen. Dies mündete unter anderem in der de facto-Aufgabe der Sprache in weiten Teilen der Bevölkerung. Die Besonderheit der Situation in der Bretagne besteht, wie mir meine empirischen Erfahrungen nahelegen, deswegen darin, dass das Bretonische schon seit Jahrzehnten keine klassische Minderheitensprache mehr ist und man somit auch auf soziolinguistischer Ebene eigentlich nicht von einer herkömmlichen Minderheitensituation sprechen kann.

Das Bretonische ist nach meiner Einschätzung im Wesentlichen vom *Medium* einer ethnischen Minderheit zum *Gegenstand* einer politischen Minderheit geworden.

Eine besondere Rolle nehmen im Diskurs um das Bretonische diverse Attribute und Zuschreibungen ein, welche im Zusammenhang mit der französischen Sprachpolitik gesehen werden müssen.

Einerseits wird dem Bretonischen beziehungsweise dessen SprecherInnen unterstellt, dass dieses ja nur ein Dialekt oder (etwas akkurater) eine Gruppe von Dialekten sei. Der Begriff „patois“ schwebt dabei meist im Raum. Man könne sich von einem Dorf zum nächsten schon nicht mehr verständigen; der Sprache, falls ihr dieser Status überhaupt zugestanden wird, fehle es an Systematik und Einheitlichkeit, das moderne Leben sei damit überhaupt nicht fassbar.

Andererseits wiederum wird „ihr“ die Schaffung eines Schriftstandards, der dann auch unterrichtet und in Publikationen verwendet wird, genauso „übel“ genommen. Diese Sprachform sei nun nicht mehr echt, nicht authentisch. *Breton chimique* lautet der gängige Vorwurf.

Ein großer Teil der traumatisierten MuttersprachlerInnen stimmt in das Lamento der „Künstlichkeit“ des Standardbretonischen mit ein. Es wird dabei grundsätzlich die Möglichkeit einer Variation zwischen gesprochener Sprache und standardisierter Schriftsprache nicht wahrgenommen. Die herrschenden Dogmen der Sprachpolitik Frankreichs sind anscheinend Allgemeingut geworden.

Es fällt darüber hinaus auf, dass der Diskurs über die „sterbende Sprache“ oftmals mit einer gewissen morbiden Begeisterung geführt wird. Gerade aus mitteleuropäischer Perspektive werden selten der aktuelle Stand der Dinge, oder die rezenten Entwicklungen in den Fokus gerückt, sondern es wird meist auf die Vergangenheit geschielt.

Üblicherweise wird die Situation der Sprache in der Zwischenkriegszeit oder um die Jahrhundertwende als Ausgangspunkt genommen, und der drastische Rückgang hin auf den jetzigen Zustand beklagt.

In den französischen Diskursen schwingt sehr häufig mit, das Bretonische, wie alle Regionalsprachen, wären noch immer (!) eine Bedrohung für die Einheit und damit Existenz des Landes. Auffällig ist, dass oftmals die Anerkennung von Minderheiten gleichgesetzt wird mit separatistischen Kämpfen und Kriegen. So taucht immer wieder das Argument der „Balkanisierung“ auf, womit Assoziationen zu Exjugoslawien und vergleichbaren Fällen aufgerufen werden sollen.

Welchen Beitrag kann nun aber eine regionale Sprache wie das Bretonische zur „Entkolonialisierung“ Europas leisten? Die Sprache selbst kann meines Erachtens gar nichts dazu beitragen, sie kann höchstens als ein Vehikel, ein Symbol der Eigenständigkeit, dienen. Doch wie kann das Bretonische selbst gestärkt oder vielmehr gerettet werden?

Wolfgang Köhler, den ich hier stellvertretend für eine größere Zahl an Autoren anführen möchte, sieht die für die Spracherhaltung notwendige Revalorisierung des Bretonischen vor allem im „kulturellen“ Bereich⁷⁰, z.B. jenem der Literatur. Gleichzeitig jedoch kommt er zu der Feststellung, dass eben die Trennung zwischen traditionellem SprecherInnenmilieu und jenem der Néo-Bretonnants ein wesentliches Problem für den Erhalt der Sprache darstellt. Hier zeigt sich ein massiver Widerspruch.

Im Gegensatz dazu sehe ich die nachhaltigste und einzig wirksame Form von Revalorisierung in der Wieder-Aufwertung des Bäuerlichen, mit anderen Worten: Der Revalorisierung der Subsistenz. Denn „der derzeitige eingeschränkte Blick auf die bäuerliche Lebenswelt mit all den ihr nachgesagten Derbheiten“⁷¹ ist eben nicht „nur ein Resultat des sich über Jahrhunderte manifestierten Prestigeverlusts der Sprache“ (ibid. 181). Dieser Blick ist vielmehr ein Resultat des sich seit Jahrhunderten abzeichnenden Prestigeverlusts der Subsistenz und damit des Ländlichen, des Lokalen, des Bäuerlichen. Ich gehe also davon aus, dass die Entwertung der Sprache sowie die Entwertung der Subsistenz viel ursächlicher zusammenhängen, und es deswegen keinen Sinn macht, eine Aufwertung des Bretonischen durch eine noch stärkere Literarisierung der Sprache zu versuchen.

Das Bretonische mag heute (und das heißt nicht unbedingt auch in Zukunft) tatsächlich wenig unmittelbar praktischen Nutzen haben. Es ist eigentlich keine Notwendigkeit. Aber, wie ein Teilnehmer bei einem Treffen einer bretonischen kulturellen Gruppe so schön sagte: Mozart ist auch keine Notwendigkeit. Noch irgendeine Form von Kunst. Es ist dieser merkwürdige Widerspruch im Weltbild der Moderne oder, wie die Bielefelderinnen sagen würden, im „kapitalistischen Patriarchat“ dass einerseits alles daran gesetzt wird, das „Reich der Notwendigkeiten“ zu transzendieren⁷², weil erst

⁷⁰ Köhler reflektiert dabei die Einseitigkeit des gängigen Kultur-Begriffs durchaus, vgl. ibid. 176.

⁷¹ Köhler geht offenbar davon aus, dass die Sprache aufgrund ihres Prestigeverlustes mit dem Bäuerlichen identifiziert wird.

⁷² Vgl. Bennholdt-Thomsen/Mies 1997.

jenseits davon der Mensch sich entfalten könne, und andererseits mit dem Argument der fehlenden Notwendigkeit so viele Dinge verdammt werden, die von sich aus, ganz ohne Fortschrittsimperativ, menschliche Kulturleistungen darstellen, die sich dieser Diktion entziehen.

Die Verstärkung regionaler Wirtschaftskreisläufe, Ausbau der ökologischen Landwirtschaft, politische Regionalisierung inklusive partizipativer Demokratie und die Revalorisierung der (traditionellen) vernakulären Sprache - dies alles als Teile einer emanzipatorischen Entwicklung der Gesellschaft - wünsche ich der Bretagne und ihren BewohnerInnen. Oder kurz gesagt: Die Entkolonialisierung des Landes.

Bibliographie

Abalain, Hervé (1995): Histoire de la langue bretonne. Luçon: Editions Gisserot.

Baier, Andrea/Bennholdt-Thomsen, Veronika/Holzer, Brigitte (2005): Ohne Menschen keine Wirtschaft. München: oekom.

Bendix, Regina (1994): Zur Problematik des Echtheitserlebnisses in Tourismus und Tourismustheorie. In: Pöttler, Burkhard/Kammerhofer-Aggermann, Ulrike (Hg.): Tourismus und Regionalkultur. Wien: Verein für Volkskunde, 57-83.

Bennholt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München: Verlag Frauenoffensive.

Berger, Marianne Renate (1988): Sprachkontakt in der Bretagne: Sprachloyalität versus Sprachwechsel. Tübingen: Niemeyer.

Bernhard, Thomas (1970): Das Kalkwerk. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Birkhan, Helmut (1997): Kelten. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Blaschke, Jochen (1980): Einleitung. In: Ders. (Hg.): Handbuch der westeuropäischen Regionalbewegungen. Frankfurt am Main: Syndikat, 7-30.

Bock, Albert (1996): Der Linguizid am Bretonischen. In: Brennos – Studia Celtica Austriaca 1/1996. Wien.

Bock, Albert (2010): Tote Sprachen und Wiedergänger.
http://homepage.univie.ac.at/albert.bock/archive/Zeitungen/WZ_191110_Kornisch.pdf, 22.7.2012.

Bourdieu, Pierre (2001): Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Volume 4. Hamburg: VSA-Verlag.

Brändle, Stefan (2004): Mythos Frankreich. Das „alte Europa“ verliert seine Illusionen. Zürich: Orell Füssli.

Breillat, Dominique (2001): La charte européenne des langues régionales ou minoritaires: le cas français.
<http://www.editionsthemis.com/uploaded/revue/article/rjtvol35num3/breillat.pdf>, 24.8.2012.

Broudic, Fañch (1999): Qui parle breton aujourd'hui? qui le parlera demain? Brest: Brud Nevez.

Bruckmüller, Ernst (1992): Europäische Bauernaufstände. In: Feldbauer, Peter/Hans-Jürgen Puhle (Hg): Bauern im Widerstand. Wien/Köln/Weimar: Böhlau. 45-78.

BUND: AKW-Proteste in Plogoff.

http://vorort.bund.net/atompolitik/europa/europa_20/europa_91.htm, 14.2.2009.

Calin, William (2000): Minority literatures and modernism. Scots, Breton and Occitan, 1920-1990. Toronto: University of Toronto Press.

Chartier, Erwan/Cabon, Alain (2006): Le Dossier FLB. Plongée chez les clandestins bretons. Spézet: Coop Breizh.

Conseil régional de Bretagne (2009): Brittany Identity Card. Verfügbar unter:

http://www.bretagne.fr/internet/upload/docs/application/pdf/2010-02/ci_09-anglais.pdf, 26.08. 2012.

Croix, Alain (2008): La Bretagne. Entre histoire et identité. Paris: Gallimard.

Dasunys: Website. <http://dasunys.com>, 12.8.2012.

Demandt, Alexander (1998): Die Kelten. München: Beck.

Der Spiegel 35/1975. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-41443539.html>, 12.8.2012.

Der Spiegel 42/1989. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13498582.html>, 20.6.2012.

Duden-Redaktion (2001): Duden. Fremdwörterbuch. Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG.

Edel, Doris (2004): Keltische Literaturen. In: Zimmer, Stefan (Hg.): Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss, 122-160.

Eggs, Ekkehard (1980): Die Bretonen. In: Blaschke, Jochen (Hg.): Handbuch der westeuropäischen Regionalbewegungen. Frankfurt am Main: Syndikat, 57-69.

Eriksen, Thomas Hylland (2006): Nations in Cyberspace.

http://www.media-anthropology.net/eriksen_nationscyberspace.pdf, 22.7.2012.

Etymos: Bretonisch. <http://www.etymos.de/de/languages/breton/index.htm>, 22.8.2012.

Europarat (2012): Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten.

<http://conventions.coe.int/Treaty/Commun/ChercheSig.asp?NT=157&CM=1&DF=&CL=GER>, 19.8.2012.

Französische Botschaft (2009): Ansprache von Botschafter Bernard de Montferrand.
http://www.ambafrance-de.org/IMG/pdf_staechele_amb.pdf , 11.7.2012.

Karl Markus Gauß (2009): Uns Süden ist, wo der Norden ist.
<http://diepresse.com/home/spectrum/zeichenderzeit/446633/Und-Sueden-ist-wo-der-Norden-ist>, 26.8.2012.

Gicquel, Michel/Gicquel, Joseph (2008): Rougir d'être paysan. Rennes: editions ouest-France.

Görgens, Manfred (2003): Bretagne. Köln: DuMont-Reiseverlag.

Hayden, Tom (1997): Irish hunger. Personal reflections on the legacy of the famine.
Boulder, Colorado: Roberts Rinehart Publications.

Heisteringer, Andrea (2011): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt. In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 305-318.

Inventaire forestier national (2010):
http://www.ifn.fr/spip/IMG/pdf/IFN_Publi_2010_Bretagne.pdf , 2.8.2012.

Jones, Mari C. (1998): La langue bretonne aujourd'hui à Plougastel-Daoulas. Brest: Brud Nevez.

Kervarker: Website. <http://www.kervarker.org>, 10.8.2012.

Kläsger, Michael (2009): Der grüne Tod. Algen in der Bretagne.
<http://www.sueddeutsche.de/panorama/algen-in-der-bretagne-der-gruene-tod-1.174184>, 15.6.2012.

Köhler, Wolfgang (2009): Bretonisch und Französisch im Süd-Finistère. Ein facettenreicher Sprachkonflikt. Rangendingen: Libertas.

KordiĆ, Snježana (2009): Plurizentrische Sprachen, Ausbausprachen, Abstandsprachen und die Serbokroatistik. In: Zeitschrift für Balkanologie 45/2. 210-215.

Krammer, Josef (1976). Analyse einer Ausbeutung I. Geschichte der Bauern in Österreich. In: In Sachen. 2.Jahrgang 1976, Heft 2.

Lafont, Robert (1994): Préface. In: Morvannou, Fanch (1994): Le breton, la jeunesse d'une vieille langue. Lannion: Presses Populaires de Bretagne.

- Le Coadic, Ronan (1999): Ce que m'inspire le Gwenn ha du.
<http://www.breizh.net/identity/galleg/gwennhadu.htm>, 21.5.2010.
- Le Coadic, Ronan (2000): Interview à la revue Le Liaun.
http://www.breizh.net/identity/galleg/interview_liaun.htm, 21.5.2010.
- Le Coadic, Ronan (2004): Les nouveaux "Bonnets Rouges" de Basse-Bretagne. In: Études rurales. 171/2, 93-101.
- Le Coadic, Ronan (a): The Breton Language: From Taboo to Recognition.
http://www.breizh.net/identity/saozneg/breton_language.htm, 8.10.2007.
- Le Coadic, Ronan (b): Breton Identity.
<http://www.breizh.net/identity/saozneg/book/introduction.htm>, 30.6.2008.
- Leach, Daniel: Bezen Perrot: The Breton nationalist unit of the SS, 1943-5 In: e-Keltoi: Journal of Interdisciplinary Celtic Studies. Volume 4, 1-38.
- Loewe, Siegfried (2005): Bretagne. In: Schmidt, Bernhard (Hg.): Frankreich-Lexikon. Schlüsselbegriffe zu Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Geschichte, Kultur, Presse- und Bildungswesen. Berlin: Erich Schmidt.
- Ludwig, Klemens (1995): Ethnische Minderheiten in Europa. München: Beck.
- Mabe, Jacob E. (2003): Kolonialismus. In: Ders. (Hg.): Das kleine Afrika-Lexikon. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Bonn, 2003, 97-102.
- McLaughlin, Eugene (1994): Ireland. In: Cashmore, Ellis(ed.): Dictionary of race and ethnic relations. London: Routledge.
- Mies, Maria (2003): Über die Notwendigkeit, Europa zu entkolonisieren. In: Von Werlhof, Claudia/Bennholdt-Thomsen, Veronika/Faraclas, Nicolas (Hg.): Subsistenz und Widerstand. Alternativen zur Globalisierung. Wien: Promedia, 19-40.
- Ofis publik ar Brezhoneg (2012): Enseignement.
<http://www.ofis-bzh.org/fr/actualite/index.php>, 24.8.2012
- Okely, Judith (2001): Visualism and Landscape: Looking and Seeing in Normandy. In: Ethnos: Journal of Anthropology 66(1), 99-120.
- Radatz, Hans-Ingo (1997): Französisch, Bretonisch und... Gallo – Ist die Bretagne dreisprachig? In: Kattenbusch, Dieter (Hg.): Kulturkontakt und Sprachkonflikt in der Romania. Wien: Braumüller, 163-189.
- Reinberg, Niko (2007): Jenseits von Sonnenpyramiden und Revolutionstourismus. Comunidad Coire: Indigene Wirklichkeit in Mexiko. Wien: Lit Verlag.

Réseau Sortir du nucléaire (2007): Programm-Flyer.

<http://groupes.sortirdunucleaire.org/article/rencontres-d-ete-du-reseau-sortir-410?date=2007-08>, 29.6.2012.

Richter, Michael (2004): Abriss der Geschichte der keltischsprachigen Länder seit dem Mittelalter. In: Zimmer, Stefan (Hg.): Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss, 68-82.

Rindler Schjerve, Rosita (1997): Funktionen des Codeswitching in der Situation des Sprachenwechsels am Beispiel des Sardisch-Italienischen. In: Kattenbusch, Dieter (Hg.): Kulturkontakt und Sprachkonflikt in der Romania. Wien: Braumüller, 31-45.

Saint-Exupéry, Antoine de (2000): Le petit prince. Paris: Gallimard.

Salazar, Carles (1996): A Sentimental Economy. Commodity and Community in rural Ireland. Oxford: Berghan Books.

Schmid, Klaus-Peter (1978): Politik mit der Zündschnur. In: Die Zeit. Nr. 32, 4.8.1978.

Schmidt, Jochen (2004): Gebrauchsanweisung für die Bretagne. München: Piper.

Schröder, Dirk (2003): Bretagne. München: Merian.

Schumacher, E.F.(1977): Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Sedlatschek, Jens (2012): Pour lingua nostru. Zur Sprachsituation auf Korsika. Diplomarbeit. Universität Leipzig.

Segalen, Martine (1991): Fifteen generations of Bretons. Kinship and society in Lower Brittany 1720 – 1980. Cambridge: University Press.

Seiser, Gertraud (2011): Regionalisierung. In: Kreff, Ferdinand/Knoll, Eva-Maria/Gingrich/Andre (Hg.): Lexikon der Globalisierung. Bielefeld: transcript Verlag, 324-343.

Shiva, Vandana (2005): Wie kann man die Armut besiegen? http://www.aurora-magazin.at/gesellschaft/shiva_armut.htm, 18.8.2012.

Spittler, Gerd (1991): Armut, Mangel und einfache Bedürfnisse. In: Zeitschrift für Ethnologie 116 (1991), 65-89.

Spittler, Gerd (2001): Teilnehmende Beobachtung als dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie 126 (2001), 1-25.

Steinicke, Ernst/Waldner, Judith/Beismann, Michael, Löffler, Roland (2011): Ethnolinguistische Minderheiten in den Alpen. Erhalt und Bedrohung autochthoner Gruppen. <http://www.uibk.ac.at/geographie/forschung/migration/am/ethnolinguistische-minderheiten-in-den-alpen.pdf>, 12.8.2012.

Thomas, Louis-Vincent (1975): Die Ethnologie. Mystifizierungen und Entmystifizierungen. In: Francois Chatelet (Hg.): Geschichte der Philosophie. Band VII. Die Philosophie der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Ullstein.

Thomas, Frieder (2011): Urbane Gärten und bäuerliche Landwirtschaft. Welche Städter braucht das Land? In: Müller, Christa (Hg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom, 126-137.

Tošić, Jelena (2011): Alter-Globalisierung. In: Kreff, Ferdinand/Knoll, Eva-Maria/Gingrich/Andre (Hg.): Lexikon der Globalisierung. Bielefeld: transcript Verlag, 21-24.

Trugdill, Peter (2004): Glocalisation and the Ausbau sociolinguistics of modern Europe. In: Duszak, Anna/Okulska, Urszula (Hg.) Speaking from the margin: global English from a European perspective. Frankfurt am Main: Peter Lang, 35-49.

Vallerie, Erwan (2003): Ils sont fous ces Bretons. Coop Breizh.

Van der Ploeg, Jan Douwe (2010): The peasantries of the twenty-first century: the commoditisation debate revisited. In: Journal of Peasant Studies 37:1, 1-30.

Vetter, Eva (1997): Nicht mehr Bretonisch? Sprachkonflikt in der ländlichen Bretagne. Frankfurt am Main: Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Wikipedia: Bürgermeister von Douarnenez. <http://fr.wikipedia.org/wiki/Douarnenez>, 20.6.2012.

Wikipedia: Jim Crow. https://de.wikipedia.org/wiki/Jim_Crow, 12.6.2012.

WWOOF (2008): Liste des hôtes WWOOF en France. o.O.

Zimmer, Stefan (2004): Einleitung. In: Ders.(Hg.): Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss, 8-11.

Zimmer, Stefan (2004): Die keltischen Sprachen. In: Ders.(Hg.): Die Kelten. Mythos und Wirklichkeit. Stuttgart: Theiss, 83-121.

Abstracts

Strukturelle Veränderungen in der Landwirtschaft hatten vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in peripheren Gebieten Europas großen Einfluss auf die Sozialstruktur und die Situation von Regional- und Minderheitensprachen. Die vorliegende Arbeit untersucht diese Entwicklungen in der westlichen Bretagne und den Einfluss auf die dortige vernakuläre Sprache, das Bretonische, welche als gefährdete Sprache gilt. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dort ein fast vollständiger Sprachwechsel vollzogen. Der Zusammenhang zwischen Ökonomie und Sprache ist jedoch nicht nur historisch signifikant, sondern ebenso ein zeitgenössisches Phänomen. Die aktuellen Bestrebungen von SprachaktivistInnen zur Rettung der Sprache und die Verbindungen zwischen diesen Trends und alternativen Lebensentwürfen in Verbindung mit ökologischer Landwirtschaft sind ein weiteres Forschungsthema in diesem Zusammenhang. Die Basis dieser Arbeit ist eine dreimonatige Feldforschung, welche mit Hilfe des WWOOF-Netzwerkes bei biologisch bewirtschafteten Bauernhöfen in den Départements Côtes d'Armor, Morbihan und Finistère durchgeführt wurde. Ich argumentiere, dass die Bestrebungen zum Erhalt von Regional- und Minderheitensprachen nicht nur im Hinblick auf die kulturelle Vielfalt gesehen werden sollten, sondern ebenso mit sozioökonomischen Phänomenen von Dominanz und Verdrängung und den entsprechenden Gegenstrategien in Zusammenhang gebracht werden können.

Structural changes in agriculture had, notably in the second half of the twentieth century, a major impact on social structures and the situation of regional- and minority languages in peripheral regions of Europe. This study examines the influences of these processes on the Breton language, the vernacular of western Brittany, which is regarded as a threatened language. In the years following WW II, an almost complete transition from Breton to French has occurred in this region. However the connection between language and economy is not only historically significant, but it is also a quite recent phenomenon. The efforts of language-activists to maintain the language and relations of these activities to alternative, especially ecological concepts in agriculture and modes of living are therefore also a subject of the study. A three month fieldwork engaged in participant observation, using the WWOOF network delivers the empirical data for the presented work. It was carried out on organic farms in the departments of Côtes d'Armor, Morbihan and Finistère in western Brittany. I am putting forward the thesis that efforts in maintaining regional- and minority languages should not only be seen as important concerning cultural diversity. They can also be connected to phenomena of domination and marginalization and the respective counter-strategies.

Lebenslauf

Geburtsdatum 14.05.1973

Geburtsort Salzburg

Ausbildung **Bundesrealgymnasium für Berufstätige, Wien**

- 1/2000 Matura

Universität Wien

Seit 2000 berufsbegleitend

- Studiengang: Kultur- und Sozialanthropologie
- 9/2008 – 12/2008 Feldforschungsaufenthalt in der Bretagne, Frankreich
- 2005 Teilnahme am Internationalem Studierenden Symposium *Connecting Europe–Transcending Borders* in Ottenstein/NÖ

Universität für Bodenkultur Wien

2006 - 2007

- Mitbelegendes Studium
- 2006 Teilnahme an ExpertInnenkonferenz *Regionalwährung Waldviertel* in Waidhofen/Thaya

Berufliche Erfahrung **Tätigkeit als Kulturpädagoge (selbständig)**

seit 4/2012

- Kulturhaus Oberwesel (D)

Generaldirektion kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz

seit 4/2011

- Tätigkeit als Kulturpädagoge

PROELANs, Hainburg und Wien

4/2008 – 10/2010

- Als Bühnen- und Lichttechniker, u.a. *Gasometer* Wien
- 5/2010 – 7/2010 Ton- und Veranstaltungstechniker an der TU Wien

Verein „Lernen aus der Zeitgeschichte“, Wien

11/2007 – 3/2008

- Mitarbeit beim Zeitgeschichteprojekt *A Letter To The Stars*

Herry Consult, Wien

4/2006 – 12/2009

- Datenerhebung bei Verkehrsplanungsprojekten

Festival H2O, Auvergne, Frankreich

7/2005

- Lichtdesign für die Produktion *L'Odyssée* (Leitung: Viktor Ilieff)

Schauspielhaus Wien

10/2001 – 6/2005

- Bühnen- und Lichttechniker

Sprach-
kenntnisse Muttersprache: Deutsch
Sehr gute Kenntnisse: Englisch, Französisch
Grundkenntnisse: Bretonisch, Spanisch

Künstlerische
Aktivitäten **Soloauftritte als *Joe Momento***
Seit 2003
Singer-Songwriter

Mitglied der Theater-und Performancegruppe *Narrenfreiheit*
Seit 2002

Pantomime- und Körpertheater- Unterricht bei Willi Gansch, Wien
2002-2006

**Interkulturelle Theaterarbeit mit Birgit Fritz (Inst. f. Afrikanistik,
Universität Wien)**
2001

HEBY

1992-1998

- Gründung und Leitung einer Rockgruppe